

Liebe

Nummer 2 nach Martina:
Die korrupte Diktatoren-
gattin mit dem Schuhtick
8

Sünde

Fliegt auf Fleisch und hört nie auf die Öwis:
Eine gnadenlose Abrechnung mit Klaus
und seinen großen Fußstapfen
7

Macht

„Ein Fixstern“, „Ein Vorbild“,
„Es war ein Vergnügen mit ihm“:
Liebesgrüße von ganz oben
3

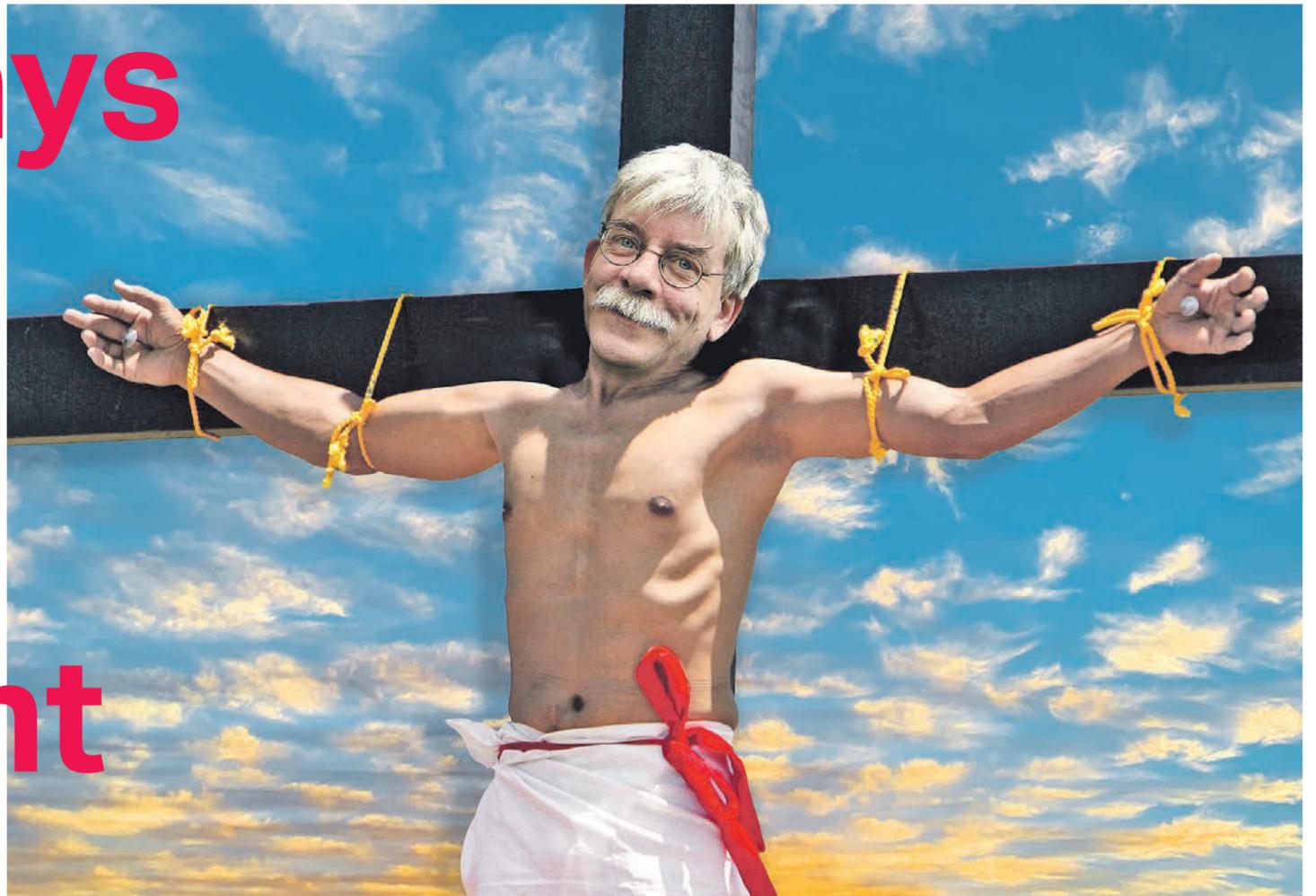
ILS 0,00 Klausland, € 0,00 Deutschland
einmalige Sonderausgabe
www.taz.de

klaus

taz

januar 2023

Always look on the bright side of Klaus



Kopf hoch: Klaus Hillenbrand am Seite-1-Kreuz, an das er den entzauberten FC-Bayern-Messias Jürgen Klinsmann zu Ostern 2009 genagelt hat
Fotos: Darren Whiteside/reuters,taz; Montage: Aletta Lübbers

Die taz verabschiedet den Redakteur Klaus Hillenbrand – und freut sich auf seine Wiederauferstehung als freier Autor

Leuchtende Augen

Unglaublich, aber wahr: Wieso auch Menschen von Klaus schwärmen, die noch nie die taz gelesen haben
10

VERBOTEN

Guten Tag, meine Damen und Herren!

verboten freut sich auf den Ruhestand von Hillenbrand. Ohne seinen Sachverstand muss sich verboten nicht mehr mit intelligenten Witzvorschlägen herumschlagen. Ohne seine Humorsicherheit beim Schlussredigat kann verboten endlich jeden schiefen Reim, jeden albernen Namenswitz und jede Geschmacklosigkeit ungehemmt rausbauen. In diesem Sinn: Marillenbrand für Hillenbrand! Klaus rau... äh, Hilfe, verboten wird besetzt! Und die Leute im Ruch-Haus schrei'n es laut:

IHR KRIEGT IHN HIER NICHT RAUS! DAS IST UNSER KLAUS!

Kommentar von tazeins zum Ruhestand ihres Chefs und Gründungsvaters

Die Neugier in Person

Stell dir vor, es ist taz und der Klaus geht nicht mehr hin. Unmöglich. Unvorstellbar. Noch nie da gewesen. Jedenfalls seit heutige tazlerInnen denken können. Es soll Menschen geben, die sich an eine taz ohne Klaus erinnern können, aber viele sind das nicht. Denn er war seit Jahrzehnten immer dabei. Und wie. Chefredaktionen kamen und gingen, doch einer behielt die Ruhe, egal wer über und unter ihm noch da war. Manchmal hat es Klaus gar nicht sofort mitbekommen, wenn wieder einmal eine Chefin ging, weil er das „tagesthema“ schon lange abbestellt hatte. Übrigens aus den selben Gründen, aus denen sich Leute heute von Twitter verabschieden. Zu laut, zu aggressiv! Und er hat vorgemacht, wie man auch ohne unsoziale Medien am Ende alles mitbestimmt.

Was auch passierte, Klaus hat den Laden zusammengehalten. Lange als CvD, als Ressortleiter und als wandelndes taz-Gedäch-

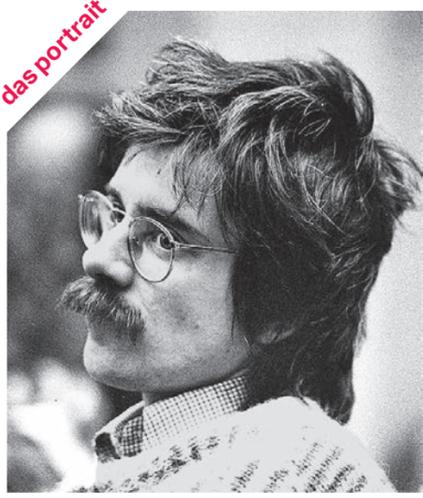
nis. Eigentlich gibt es keine Funktionsbezeichnung, die richtig zu ihm passt. Als der Newsdesk, App, Regie und solche Sachen eingeführt wurden, hat er sich von den aktuellen Frontlinien zurückgezogen und die schriftliche Nahaufnahme erfunden, ein Unikum im deutschen Journalismus, seine eigene Welt, die tief gehende Doppelseite. Trotzdem hat er weiter mitentschieden, was auf den vordersten Seiten geschah. Nicht per Ordre-de-tazeins-Mufti, sondern mit der Kraft seines erfahrenen Wortes.

Niemand kann so verlässlich gut einschätzen, wie man die Nachrichtenlage und die spezielle taz-Kompetenz zusammenbringt. Weil er alle verfügbaren SchreiberrInnen im taz-Kosmos kennt und weil sie ihn alle kennen. Weil er dabei fast nie an sich, sondern immer an das Gesamtprodukt denkt. Keiner hat so viele Reportagen organisiert, redigiert – und diese Vorarbeit trotzdem bereitwillig geopfert, wenn etwas

Neues dringender, aufregender war. Wenn irgendjemand die journalistische Grundtugend Neugier personifiziert, dann Klaus.

Natürlich hat er sich auch getäuscht, aber das räumte er dann meist uneitel ein. Manchmal blieb er stur bei seiner Meinung, aber fast immer freundlich im Ton. Und er hat andere Ansichten immer respektiert und wissen wollen. Ja, sie haben ihn mehr interessiert als die Wiederholung seiner eigenen Meinung. Leider keine Selbstverständlichkeit mehr im Blasenzeitalter.

So einem Abschied liegt ein Zauber inne, weil allen nochmal richtig klar wird, was wir an dem lieben Kollegen hatten. Auch in dieser Sonder-taz wird deutlich, um was sich Klaus neben der Tagesarbeit noch alles gekümmert hat – von Antisemitismus bis Zypern. Aber zum Glück ist dieser Abschied auch ein Anfang. Denn losgelöst von Dienstplanpflichten kann und soll Klaus jetzt bitte noch mehr als bisher: die taz vollschreiben!



das portrait

Foto: Sabine Sauer

Umsichtig und mit Haltung: Klaus „Hilli“ Hillenbrand geht in Rente

Es ist nicht so leicht, seinen besonderen Vorzug zu nennen, denn er hat ja so viele: Klaus Hillenbrand, 1957 geboren, aufgewachsen in Wesseling bei Köln, quasi in Nachbarschaft zur Wunderhochsprungolympiasiegerin von 1972, Ulrike Meyfarth, ist seit vielen Jahren Ressortleiter von taz, war davor Chef vom Dienst, also der Nachrichtenbeobachter-und-danach-Themen-Verteiler. Er hat, vor allem zu Themen des Nationalsozialismus, zur deutschen Vergangenheitspolitik, zu Israel und zum Holocaust (und seiner Relativierung durch viele Linke) eine Fülle von faszinierenden Texten verfasst.

Und doch: Seine Meisterstücke liefert er an Wahltagen. Dann ist er wieder CvD – der Koordinator unseres Journalismus, je nach Aktualität und Wichtigkeit einer Meldung. An solchen Tagen, mit einer planerischen Vorlaufzeit von oft vielen Tagen, muss er, im Hinblick auf Redaktionsschlüsse und Andruckzeiten, alles im Blick behalten. Manche würden in so einer Funktion zu einer gewissen Nervosität bis hin zur heißlaufenden Hysterie neigen, nicht Kollege „Hilli“. Er scheint den ganzen Wahltag über alle Unruhe ob der verschiedenen Formate und Zeitvorgaben mit einer Art Ich-habe-wirklich-alles-im-Griff-Woldecke zu ersticken, mit ihm wächst sich kein Aktualitätsfieber zu einem heißen Brand aus. Seine Kunst, seine Kompetenz liegt in der niemals zittrig scheinenden Umsicht. Das hat er nun hinter sich, die jüngste Landtagswahl, es war die in Niedersachsen, liegt schon zurück – und die nächste wird die zum Berliner Abgeordnetenhaus sein. Dann ist er allerdings schon im sogenannten Ruhestand und weiß, so sagt er, dass „andere es ebenso gut machen werden, mit anderem Stil vielleicht, aber niemand ist unersetzlich“.

Viel gelernt, schlecht bezahlt

In den Achtzigern erst, lange nach der Urgründung der taz, kam er zu uns ins Haus, noch in die Wattstraße, dann in die Rudi-Dutschke-Straße, nun an der schicken Friedrichstraße 21. Wie die taz damals war? Er selbst bot als freier Journalist Texte zu Zypern an, wurde schließlich angeheuert, um auf Anhieb Asienredakteur zu werden: „Ich war bis dahin noch kein einziges Mal in Asien – musste mich ins Thema echt einfuchsen.“ So sagt es der frühere Politikstudent: „Unglaublich war alles, nicht nur aus heutiger Sicht. Chaotisch, aufreibend, Tag und Nacht debattierend und zerstritten und gerade deshalb spannend, nervenaufreibend.“ Könnte er diese, abgesehen von seinen Büchern, taz-Biografie über alle Berufsjahre in einen Satz packen: „Ich habe viel gelernt und wurde wahnsinnig schlecht bezahlt.“

Er kam nicht aus der linksradikal-bürgerlichen Ecke, er wollte einen echten Beruf ausüben, mit Haltung, aber nicht mit gehetzter Gesinnung: Das war eventuell auch die beste Versicherung, in einem Zeitungshaus ohne seelische Dauerbeschädigung über die Runden zu kommen. Ihm ist kein seliger Blick ins Gestern gegeben, er weiß um die Vorzüge, inzwischen zu einem etablierten Medienhaus zu gehören: „Es war ein ziemlich schmuddeliger Laden. Kein vernünftiges Essen, von einer Kantine ganz zu schweigen. Alle glaubten, alles sagen zu können, aber tatsächlich waren die informellen Hierarchien sehr stark ausgeprägt. Aber doch sehr nette Leute, zumindest meist.“

Mehr als nur ein bisschen bleibt er uns jedoch erhalten, nämlich als Autor seiner vorzüglichen, historisch immer informierten Reportagen, Essays und Kommentare. Ihm Glück zu wünschen, ist zu wenig: Massel tov, worüber er auch immer noch berichten wird.

Jan Feddersen

Klaus: Ein treues Versprechen

■ Von Stefan Kuzmany

An die Zusammenarbeit mit Klaus Hillenbrand kann ich mich vor allem als Gefühl erinnern. Es ist ein beruhigendes Gefühl. Andere gingen, wieder andere gingen und kamen wieder. Klaus war da. Eine Konstante in der taz wie vielleicht sonst nur der Kenkel, aber schon länger da und wesentlich prägender für diese Zeitung. Eine Produktion mit Klaus gelang. Immer. Mit leiser Stimme navigierte er uns alle gelassen und sicher durch den Tag, bis die letzte Seite in der Druckerei war.

Ein paar Mal durfte ich Klaus daheim besuchen, nicht weit von mir, um die Ecke am Landwehrkanal, über einem Hundesalon. Nie zuvor habe ich eine Wohnung gesehen, die so angefüllt war mit Büchern. Es gab einen Durchbruch zur Nachbarwohnung, die offenbar nur deshalb angeschlossen worden war, um sogar noch mehr Bücher zu beherbergen.

Klaus war ein echter Chef vom Dienst. Andere müssen sich in diese Rolle mühsam hineinfinden, erfüllen sie womöglich nie, weil sie sich verkrampfen im Bemühen, alles immer vor allen anderen zu wissen. Klaus tat das sowieso, das war

reine Routine. Das aktuelle Geschehen jedoch, das unablässige Nachrichtenrauschen und Geplappere des Tickers und der Ressorts hat ihn meiner Erinnerung nach immer nur als Tagesgeschehen interessiert. Es sei denn, die Nachrichtenlage betraf Zypern, den Nahen Osten oder die Opfer der Nazis.

Oder auch diese Nazis selbst. Dann kommentierte er selbst, als Stimme der Vernunft. Oder er schrieb gleich ein ganzes Buch. Alle Umstände der von Deutschland ausgelösten Katastrophe interessierten Klaus. Gerne ließ er mich während gemeinsamer Sonntagsdienste quer über den CvD-Tisch an seinen Recherchen zum gerade aktuellen Buchprojekt teilhaben, einmal etwa an Briefen, mit denen sich deutsche Männer der Nazi-Oberrigkeit als Henker andienten. Ihre Schreiben waren entsetzlich. Und in ihrer naiven Monstrosität entsetzlich komisch. Wir mussten oft lachen bei der Arbeit.

Lange, bevor ich mit Klaus zusammenarbeiten durfte, kannte ich ein angebliches Zitat von ihm: Es sei ihm egal, wer unter ihm der Chefredaktion vorstehe, wurde kolportiert. Ich empfand das damals, ganz neu bei der taz, als allzu selbstgewiss von diesem kleinen

grauen Schnauzbart mit Brille. Erst später ist mir klar geworden, dass es sich dabei nicht um einen eiteln Machtanspruch handelte, sondern ein treues Versprechen: Egal, wer sich da oben auf dem roten Sofa tummelte, diese Person konnte sich getrost darauf verlassen, dass auch morgen wieder eine manierliche Zeitung erscheinen würde, handgemacht unter maßgeblicher Beihilfe und Direktion von Klaus Hillenbrand.

Als junger und dummer taz-Hilfsredakteur habe ich einmal vor vielen Jahren dem damals ebenfalls jungen, aber womöglich nicht ganz so dummen aufstrebenden Medienjournalisten Stefan Niggemeier bei einem Anruf, den ich aus purer Dummheit angenommen hatte, das dümmstmögliche Zitat eines taz-Mitarbeiters in den Block diktiert: „Ich weiß nicht, wozu es die taz noch gibt.“ Viele Menschen in der taz hätten mich danach vermutlich gerne und zu Recht ein Pfund fair gehandelten Kaffeesatz fressen lassen, aber Klaus zeigte Gnade: „Wer viel macht, macht auch Fehler“, sagte er auf der Redaktionskonferenz. Dafür darf ich mich sehr bedanken, lieber Klaus. Und zurückgeben: Stimmt offenbar nicht bei jedem.

Was macht das, woran man sich erinnert, zu dem, woran man sich erinnert. Mit dem Versuch, Klaus Hillenbrands Wechsel von einem Ruhe- oder Unruhestand in den nächsten zu kommentieren, bin ich gescheitert. Auch gut. Nicht bloß angedeutet hatte die Redaktion, ein Haiku, etwas Haikuähnliches, jedenfalls etwas Kurzes (nicht Kleines) käme ihr zupass. Vom Haiku weiß ich wenig genug, seinem Wesen, von dem, was aus ein paar Worten ein Haiku macht. Allgemein scheint ein Gleißer erwartet zu werden, eine Art weißes Licht und jäh, das etwa aus einem gewöhnlichen Nasenpopel einen erstklassigen macht.

Mein Umgehen mit Klaus und seins mit mir sehe ich dagegen in ein Dämmern getaucht. Ins schöne Grau eines Novembertags, dabei dauerhafter, unaufgerechter, bekömmlicher. Richard Nöbel

immer bei sich

Eilmeldungen kurz vor Redaktionsschluss, für jeden Nachrichtenredakteur ein Alptraum, nicht so für Klaus. Im Gegenteil. Jahrelang war ich Zeugin, wie sehr Klaus den Zeitdruck, die Hektik, das Chaos liebt. Dann ist er in seinem Element! Egal ob Anschlag in Kabul, Wahlergebnisse in Bayern oder ein havariertes Öltanker. Klaus bleibt cool, haut mit seinem flinken Fingersystem in die Tasten; schreibt noch schnell einen Kommentar oder aktualisiert den Aufmacher auf der Seite 3. Und das zwar mit höchster Konzentration, aber niemals laut, hektisch oder unhöflich. Nur der gesteigerte Benson & Hedges-Konsum deutet an, dass es doch irgendwie anstrengend ist. Aber egal wie groß der Stress ist: Klaus bleibt immer bei sich. Ich bin nicht dahintergekommen, ob es reine Nervenstärke ist oder das Kölsche „Et hätt noch immer jot jejange“-Gen. Vermutlich beides. Frauke Schirmbeck

Eigentlich kenne ich Klaus nur rauchend. Habe ich ihn in den letzten dreißig Jahren auf einer Redaktionskonferenz je laut oder aggressiv erlebt? Für einen CvD, der in der taz die Seite eins verantwortet, war (und ist?) diese leise und ausschließlich auf Kompetenz und Sachlichkeit setzende Art immer noch eher ungewöhnlich. Bei jeder Bundestagswahl ist er der mit dem meisten Wissen und einem „Elefantengedächtnis“. Aber auch derjenige, der das jüdische Leben in Deutschland nicht in Vergessenheit geraten lässt. Davor habe ich eine große Achtung. Lieber Klaus, ich sage danke für die Lebenszeit und den unermüdlichen Einsatz. Ich wünsche dir ein schönes und auch spannendes Leben nach der taz. Konny Gellenbeck

Klaus in the house Hier dient der Chef noch selbst



Ruhig und verlässlich: Permanent plappernde Nachrichten werden von Klaus stets mit großer Sorgfalt, Wissen und Haltung gezähmt und anschließend gerecht verteilt. 2. Stock in der Rudi-Dutschke-Straße Foto: Isabel Lott

Chefkommentator und Dream-CvD

Welche Etiketten haben sie dir in deiner langen Zeit bei der taz nicht angeklebt: Klaus, der „Motor der taz“ ist nur eines davon. Als ich gefragt wurde, ob ich zu Deinem Abschied nicht ein paar Zeilen aufschreiben wolle, ich sei doch mit dir in der Aktuellen-Redaktion gewesen, musste ich erst nachdenken, unsere gemeinsamen Zeiten sind ja inzwischen Jahrzehnte her. Aber ein Anruf bei unserem Kollegen Carlo Ingelfinger brachte die Gewissheit: Ja, wir saßen zusammen im „Aktuellen“. Das war die Nachrichtenredaktion der taz, das Herzstück einer jeden Zeitungsredaktion, die es zu Beginn der taz noch gar nicht gab. Erst neun Monate nach dem täglichen Erscheinen, als zum Jahresanfang 1980 die Sowjets in Afghanistan einmarschierten, wurde diese Redaktion ins Leben gerufen, und ich war einer aus der damals kleinen Truppe.

Wann du dazugestoßen bist, weiß ich nicht mehr. Laut dem Buch „40 Jahre taz“ warst du seit 1983 in der Auslandsredaktion. Manche Quellen sprechen von 1986 als Beginn bei den Aktuellen, wo du bis jetzt geblieben bist. Klaus und Carlo, das Dreamteam, behaupten Weggefährten über eure Zeit bei den Aktuellen. Legendär sei gewesen, mit welcher Routine Du über Jahre die Wahlberichterstattung, ob Landtags- oder Bundestagswahlen organisiert habest, für die Printausgabe, aber auch für den Online-Auftritt. Und immer habest Du auf die entsprechenden Wahlergebnis-Grafiken bestanden. Darin hätte ich Dich sicher unterstützt, eine Wahl ohne Tabelle, auch wenn sie am nächsten Morgen überholt ist, das geht gar nicht!

Die Aktuellen sind die Blattmacher oder die Verantwortlichen für die Seite eins, so war es zumindest in den Zeiten von Carlo und mir. Du aber hattest eine andere Rolle eingenommen, denn Du hast nebenbei geschrieben, teils große Geschichten und auch gerne kommentiert. Neben Kommentaren und Berichten zu Zypern hast Du Dich mit Leidenschaft um die NS-Zeit gekümmert. Dein Buch „Berufswunsch Henker“ ist so ein Beispiel. Du hast Anzeigen gefunden, in den die Nazis Henker gesucht haben und das Grab eines Henkers in Bayern.

Oder Dein jüngstes Buch „Das Mädchen und das Amulett“. Das Schmuckstück hast Du in Frankfurt am Main entdeckt und die Spur dahinter verfolgt, die Dich zu dem jüdischen Mädchen Karolina Kohn führte, das in dem NS-Vernichtungslager Sobibor vergast wurde.

Ich frage mich noch heute, wo Du neben Deinem Job die Zeit hergenommen hast, um das alles zu recherchieren und aufzuschreiben.

Auch warst Du so was wie der Chefkommentator der taz. Zu allen wichtigen Themen auf der Seite eins hast Du Dich geäußert, sei es die Letzte Generation, natürlich der Konflikt um die Documenta oder der undiplomatischste Diplomat Andrij Melnyk, der zu allem seinen Senf dazugeben musste und dabei auch entgleiste. Ich gebe gerne zu, Kommentare von Dir habe ich immer gelesen, weil sie mir etwas gegeben haben.

Erreichbar warst Du für mich immer, wenn Du nicht gerade Paddeln warst. Mit einem gewissen Stolz hast Du mir erzählt, dass Du Dir im E-Mail-System der taz die Adresse cvd@taz.de gesichert hast.

Was wird aus dieser Anschrift? Zaggi

Fels in der Brandung: Die Queen der taz

Cheflinnen kamen und gingen, Klaus blieb auf seinem Posten und schmiss den Laden: Arbeitszeugnisse von Leuten, die ihm vorgesetzt wurden – und er ihnen



Aus langer Erfahrung **Barbara Junge** und **Ulrike Winkelmann**

Klaus ist, wenn man als Praktikantin auf einen erfahrenen Kollegen trifft, der dich sofort ins Recherche-Team gegen alte und neue Nazis aufnimmt, und wenn man als Chefredakteurin um einen Kollegen weiß, auf den man sich verlassen kann.

Klaus ist, wenn man als Jungredakteurin mit Lokalzeitungshintergrund etwas plötzlich am CvD-Tisch sitzt und auf FachredakteurInnen trifft, die sowieso alles besser wissen – und der Kollege mit dem Schnauz aber allen erklärt, dass die neue CvD jetzt ihren Job machen und sich deshalb auch mal durchsetzen muss.

Klaus ist ein Phänomen. „Klaus ist ...“ könnte die taz als offene Serie herausgeben. Klaus hat so viele tazlerinnen und tazler kommen und gehen sehen, und jede und jeden hat er an- und ernstgenommen.

Das Ernstnehmen ist die ganz besondere Klaus'sche Qualität. Dadurch hat Klaus unglaublich viele Leute gefördert, auch gefördert, und hat sie wachsen lassen – auch uns.

Klaus ist ein Fixstern. Als Chefredakteurinnen haben wir nur zweieinhalb Jahre mit Klaus zusammengearbeitet.

Klaus ist, wenn man weiß, dass man sich auf einen Kollegen verlassen kann

tet. Aber wir haben beide schon eine lange Geschichte mit Klaus. Während wir Praktikantin in Berlin, Volontärin in Hamburg, Co-CvD, Berlin-Redakteurin, Inlandsredakteurin und -ressortleiterin, Berlin-Chefin und Vize-Chefredakteurin waren, regelte Klaus in einem fort das Tagesgeschäft der taz. Wie ein Fixstern blieb er zuständig dafür, dass die tageszeitung den Anspruch

in ihrem Namen erfüllte: täglich aktuell eine taz zu sein. Nicht mehr, nicht weniger.

Klaus ist unglaublich kollegial.

Klaus gehört zu der taz-Generation, die es als gegeben nimmt, dass der Lohn schlecht, die Belastung hoch und der Spirit gelegentlich aufgeheizt ist. Als Klaus zur taz kam, war das ganze taz-Unterfangen schließlich noch mehr politisch-publizistisches Projekt denn Medienunternehmen. Dafür nimmt man eben einiges in Kauf, solange nur beherzt um politische Positionen gestritten wird. Wo Verantwortung übernommen werden musste, war Klaus zur Stelle: als Inlands-Chef, als Chef vom Dienst, als Seite-1-Mann, als Ressortleiter für tazeins, zuletzt auch für das Herzstück der täglichen taz, die Nahaufnahme.

Klaus ist mit den Nazis nicht fertig.

Klaus findet schließlich nicht im Geringsten, dass es mit Ge-

sichte und Gedenken auch mal vorbei sein muss, im Gegenteil. Wenn andere nachlassen, legt er zu: widmet sich der Jagd nach alten Nazis, verfolgt die letzten NS-Prozesse, dreht jeden publizistischen Stein um, ob sich darunter Antisemitismus verbirgt.

Klaus wird immer tazzler bleiben.

Es ist ein Segen, dass Klaus das Schreiben wiederentdeckt hat und die vielen historischen Fäden, die er bei seinen Recherchen entdeckt, aufnimmt und daraus Geschichten strickt. Und wir sind ganz sicher: Sobald Klaus nicht mehr jeden Tag eine Nahaufnahme weschrubben, Dienstpläne erstellen und in Sitzungen sitzen muss, wird er noch viel mehr für uns schreiben! So soll das sein.

Klaus ist einfach unersetzlich.

Bei ihm stimmt das wirklich.

Diese Galerie lässt ahnen: Eigentlich war völlig egal, wer unter Klaus gerade Cheflin war oder nicht
Foto: Ann-Christine Jansson, Montage: Aletta Lübbbers

Links in der Ecke, mit dem Rücken zur Wand

Von **Michael Sontheimer**

Links in der Ecke saß er im Nachrichtenraum, den Rücken zur Wand, den Maschinenraum der Tageszeitung im Blick. Als ich Anfang 1992 als Chefredakteur zur taz zurückkehrte, verstand ich schnell, dass der CvD (Chef vom Dienst) Klaus Hillenbrand, operativ gesehen, eine zentrale Figur der taz-Redaktion war. Struppige graue Haare und Schnurrbart, Brille, leicht schnarrende Stimme und – bei der taz nicht so häufig – fast immer gut gelaunt und universell interessiert. Realist, aber mit Freude am Skurrilen, nach dem Diktum von Walter Benjamin: „Jeder Morgen unterrichtet uns über die Neuigkeiten des Erdkreises. Und doch sind wir an merkwürdigen Geschichten arm.“

Am Nachmittag, wenn es hektisch wurde, wenn der Redaktionsschluss näher rückte, wurde Klaus immer ruhiger und konzentrierter. Auch wenn ein Korrespondent eine halbe Stunde zu spät ein Manuskript lieferte, das doppelt so lang war wie vereinbart.

Klaus war ein Teamplayer, ideal für jedes Kollektiv. Loyal und solidarisch. Und er hatte in den 90er-Jahren einen kongenialen Partner in der Nachrichtenredaktion, den CvD Carlo Ingelfinger, ursprünglich taz-Gründer aus Stuttgart, ähnlich humorbegabt und professionell wie Klaus. Es war ein Vergnügen, zusammen mit ihnen im Nachrichtenraum zu arbeiten.

Aber wie jeder wirkliche Journalist wollte Klaus nicht nur die Texte anderer bearbeiten. Über die Jahre entwickelte sich der gelernte Politologe zum Experten für die NS-Zeit, veröffentlichte mehrere Bücher aus diesem Themenkreis. Jetzt geht er der taz verloren, aber es gilt für ihn die Devise: Weiterschreiben!

Schad nix, nutzt viel!

Von **Bascha Mika**

Es gibt einen Lieblingssatz von Klaus, der mich immer geärgert hat: „Schad nix, nutzt nix.“ Den Spruch fand ich nervig, weil er so indifferent klingt, so gleichgültig – dabei sind Indifferenz und Gleichgültigkeit so gar nicht Klaus' Ding. Im Gegenteil: Er wusste immer, was er wollte. Hartnäckig ist dieser Mann, zäh und zielstrebig. Ob als längster CvD aller Zeiten, als Blattmacher oder als Mentor junger Kolleg:innen (von denen eine heute Chefredakteurin ist).

Klaus gehört zu den Menschen in der taz, auf die ich mich immer verlassen habe. Nicht nur im Tagesgeschäft. Vertrauen ist eine wunderbare Sache, jede an der Spitze einer Redaktion weiß, welchen Wert das hat. Da ist jemand, der selbst im größten Stress den Überblick hat, strukturiert denkt, nicht laut wird. Egal, ob der Redaktionsschluss das Adrenalin pusht oder die taz-interne Gemengelage mal wieder überreizt hochkocht – Klaus bleibt cool. Er ist einfach eine sichere taz-Bank.

Klaus geht, und mit ihm ein Stück dieser Sicherheit. Keine Ahnung, wie die taz ohne ihn und er ohne die taz auskommt. Aber auch das wirst Du gelassen hinkriegen, lieber Klaus. Alles, alles Gute!

Neue Schlüsselrolle

Einmal Kölner, immer Kölner: Die erstaunliche Karriere des Klaus Hillenbrand nach seiner taz-Karriere

Von **Georg Löwisch**

Tag der Überraschungen in der Domstadt: Der Journalist Klaus Hillenbrand übernimmt in Köln gleich mehrere Ämter. Der WDR-Rundfunkrat wählt den 65 Jahre alten Routinier am Freitagmorgen in einer Sondersitzung zum neuen Intendanten des größten ARD-Senders. Danach ging es Schlag auf Schlag: Papst Franziskus habe Hillenbrand als Koadjutor im Erzbistum Köln dem umstrittenen Kardinal Rainer Maria Woelki zur Seite gestellt, teilte die Apostolische Nuntiatur in Berlin mit. Am Abend rückte unversehens eine Mehrheit im Rat der Stadt vom Grünen-Kandidaten für die Leitung des städtischen Dezernats III (Mobilität) ab und votierte für Hillenbrand.

„Schlimm di Stadt, doch ich kumm zurück“, rief Hillenbrand Reporter:innen zu, die ihn auf der Domplatte an seinem blauen

Kurzarmhemd erkannten. Ämtertrennung sei schon immer „e krank Sediment“ gewesen. Er habe hier viel vor. „Alt, dr Klaus, doch innerlich jung!“

Im WDR löst er den glücklosen Tom Buhrow ab. „Er darf sich nun seinen vorwitzigen, rein persönlichen Zukunftsreden widmen“, wird Hillenbrand in einer Mitteilung des Senders zitiert. Papst Franziskus soll Hillenbrand persönlich ausgewählt haben, da ihm die taz-Seite 1 durch ihre klare Kommunikation („Oh, Gott!“, „Junta-Kumpel löst Hitlerjunge ab“) imponiere. Von Journalisten nach seiner theologischen Qualifikation für Köln angesprochen, rief Hillenbrand nur: „Kölsch heißt Bier. Katholisch is kölsch!“

Als Mobilitätsdezernent strebt der Neue auch den Aufsichtsratsvorsitz der Kölner Verkehrsbetriebe (KVB) an, deren notorische Verspätungen er abstellen will. „Wir werden tunneln“, sagte

Hillenbrand. Er führe bereits Gespräche mit einer zyprischen Investorengruppe. Nach dem Vorbild von Stuttgart 21 müsse der Hauptbahnhof tiefer gelegt werden. Die ideale Stelle befände sich direkt unterm Dom. Er habe „die Risiken exakt kalkuliert“.

In Köln wird heiß diskutiert, ob Hillenbrand auch Karnevalsprinz wird. Auf Instagram ging bereits eine Bastelanleitung für einen falschen Schnauzbart viral, den „Hilli-Jecke“.

Der vom Rhein stammende Journalist hat seit Anfang der Achtzigerjahre die Berliner Tageszeitung taz geprägt. Er war dort Chef vom Dienst und zuletzt Leiter des tazeins-Ressorts. Erst kürzlich wurde er in den Ruhestand verabschiedet. In der taz wurde die Nachricht von seinem rasantem Machtzuwachs mit Verblüffung aufgenommen. Bekannt war er dort eigentlich für ein bescheidenes Auftreten, wie mehrere Redakteur:innen auf

Nachfrage berichteten. Sie wollten alle mit Hinweis auf eventuelle berufliche Entwicklungsmöglichkeiten nicht mit Namen genannt werden.

„Klaus überzeugt durch seine schnellen Analysen, seine souveräne Übersicht und seine Begeisterungsfähigkeit“, sagte eine ehemalige Kollegin. Als Alphamännchen kenne sie ihn nicht. Obwohl er Jahrzehnte eine Schlüsselrolle spielte, habe er sich selbst nie als Chefredakteur angeboten. „Er griff nie nach der Macht“, erklärte der Redakteur der Psychologieseite. „Vielleicht gibt es da eine Art sublimen Nachholeffekt. Und wir fragen uns hier schon: Hat der das alles geplant?“

Nur ein ehemaliger Chefredakteur sagt, er habe immer geahnt, dass Hillenbrand etwas Großes vorhabe. Eindeutiges Indiz: Das Leibgericht des Kölners beim Kreuzberger Griechen: GIGANTES

Danke für die unverrückbar gute Zeit

Von **Ines Pohl**

Unverrückbar, das ist das erste, was mir zu Klaus einfällt. Wie kein anderer kämpft er seit Jahrzehnten wider das Vergessen und für ein „Nie wieder“. Unverrückbar in Zeiten, als viele Stimmen – auch in linken Kreisen – immer lauter wurden, dass es jetzt langsam reiche mit dem Holocaust und der ewigen Schuld.

In großer Klarheit ist es ihm egal, was andere denken und sagen, wenn es um den Kampf gegen Antisemitismus geht.

Lieber Klaus, Du bleibst mir ein Vorbild. Ich habe inhaltlich viel von Dir gelernt, aber auch journalistisch.

Egal wo und für wen man arbeitet: Guter Journalismus braucht Überzeugung. Gute Journalist:innen brauchen publizistische Orientierungspunkte. Die, auch wenn sie gegen den momentanen Zeitgeist sein mögen, in Deinem Sinne: unverrückbar sind.

Danke für die gute Zeit, und alles Liebe und Gute!

„Versteht mich nicht falsch...“

Ein rauchender Routinier, ein bärtiger Freund, ein feinsinniger Intellektueller, ein menschlicher Chef, ein sonniges Gemüt – viel lässt sich über Klaus sagen, vor allem, wenn man so eng mit ihm zusammengearbeitet hat wie bei tazeins und seiner Nahaufnahme

Aus dem dritten Stock von Deinem Ressort

Alles im Fluss

40 Jahre taz. Während ich mir ehrfürchtig und zugleich kopfschüttelnd vorstelle, dass Klaus vier Jahrzehnte mit unserer linken Zeitung verbracht hat, beanspruche ich seine letzten – die vielleicht besten – Jahre einfach mal für mich. So fiel der Startschuss meiner Zusammenarbeit mit Klaus 2018 quasi auf sein taz-Finale. Zunächst war ich Redakteurin bei taz.eins und Klaus mein Ressortleiter, bald haben wir unser feines Ressort für die vorderen fünf Seiten der taz gemeinsam geführt und ein gutes Stück weit durch die stürmische See der digitalen Transformation gesteuert. Erfolgreich. Dabei sind wir zwei Menschen aus völlig verschiedenen Welten, von denen kaum anzunehmen war, dass sich ihre Wege jemals kreuzen würden. Als Klaus 1983 in der taz anfang, war ich drei Jahre alt, damals gab es eine Mauer, in meiner Welt die Ostsee und Soljanka, in seiner „Himmel un Aäd“ und den Rhein. Die böige Norddeutsche und der jemütliche Rheinländer – wir beide sonnige Gemüter.

Rückblickend möchte ich diese Besetzung jeder Chefredaktion ans Herz legen. Warum? Weil sie sich ergänzt, nicht befüllt: etwa, wenn ich realisierte, dass es sich durchaus lohnt, das Lamento eines Kollegen ein paar Tage auszusitzen, oder lernte: „Den Ball zurückspielen, Julia!“. Während Klaus in mäandrenden Budgetverhandlungsrunden auch mal ungewohnt scharf auftrauste, um voranzukommen. Oder wenn er vielleicht hin und wieder sah, dass Anerkennung und Lob beständig gute Begleiter sind, selbst wenn die Kolleg:innen ihren Job „wie immer“ gut machen. Auch wenn wir – top vorbereitet – in einer der unzähligen Workshops zur Zukunft unserer Zeitung abwechselnd unsere Visionen für das Ressort vortrugen und damit den Wert von tazeins steigerten – viel zu wichtig, um darüber hinwegzugehen. So haben wir uns im Laufe der letzten Jahre immer besser kennen gelernt und verstanden.

Vielleicht haben wir ja doch ein paar mehr Gemeinsamkeiten als gedacht. Klaus liebt Inseln und das Fließende wie den Rhein, das Mittelmeer und trockenen Weißwein. Ich ebenso. Es würde mich freuen, wenn wir bei Gelegenheit ein gutes Glas Wein auf meiner Heimatinsel tranken.
Julia Boek

Der Herr der Nachrichten

Eines Tages kam die Chefredaktion zu mir und fragte, ob ich nicht das neue Ressort leiten wolle, das in der Arbeitsphase noch „Brücke“ hieß. Als ich gerade schon „Ja“ sagen wollte, kam der Nachsatz: „Wir denken, du machst das in einer Doppelspitze mit Klaus.“ Da musste ich erst kurz schlü-

cken. Schließlich hatte ich seit Jahren allein das viel größere Berlin-Ressort geplant. Und nun soll ich mir die neue Aufgabe teilen?

Ich habe es dann doch gemacht, zum Glück. Denn so durfte ich in den folgenden Jahren nicht nur immer wieder eine von Klaus’ Zigaretten rauchen. Ich durfte auch staunen über all sein Wissen über Zypern, die NS-Geschichte und die Geschichten derjenigen, die sie überlebt haben, das Paddeln in Bayern und die Liebe zum FC. Vor allem aber konnte ich erfahren, wie viel besser es ist, wenn zwei Kapitäne auf der Bücke von tazeins stehen. Wie man mit sehr unterschiedlichen Blicken auf die Welt doch immer wieder zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommen kann. Wie man respektvoll mit den Ideen des jeweils anderen umgehen, sie weiterführen und ausbauen kann, auch wenn man sie selbst ganz anders angegangen wäre. Wieviel Spaß das Blattmachen machen kann, wenn man sich mit einem Profi wie Klaus die Bälle zuspült.

Und wie man Kritik formuliert. Wenn Klaus „Die Nachricht“ Hillenbrand, dieser nie laute, immer freundliche, fast schelmisch in seinen Schnurrbart lächelnde Mensch sich an dich wend und mit der dezent formulierten Frage, „willst du das wirklich so machen?“, dann ist es allerhöchste Zeit, noch mal sehr tief in sich zu gehen. Und ganz schnell alles anders zu machen.

Gereon Asmuth

„Es gibt Wichtigeres als die taz“

In der taz ist ein gewisser Klaus Hillenbrand für so manches bekannt: seine umfassenden Kenntnisse bundes- und weltpolitischer Vorgänge. Sein Anspruch an Texte, die es auf seine Doppelseite schaffen. Die Gelassenheit, bei der er sein Pensum abspült. Wer das Glück hatte, mal bei tazeins anzuheuern, durfte an ihm noch weit mehr schätzen lernen als den strengen Redakteur und entspannten Blattmacher, als der er sich einen Namen gemacht hat.

Ich war schon einige Zeit im Ressort, da erlitt ein enger Freund einen tragischen Verlust. Niemals werde ich vergessen, wie Klaus auf diese Nachricht reagierte. „Es gibt Wichtigeres im Leben als die taz“, beschied er mir und schickte mich eine Woche als Beistand an dessen Seite. Ohne das geringste Zögern. Wohlgemerkt als Leiter eines Produktionsressorts, bei dem eine unbesetzte Schicht keine Option und der Kreis an Springer:innen ... äh ... überschaubar ist. Das ist mehr als die Routine eines Gelassenen – und keine Selbstverständlichkeit. Außer vielleicht für die, die Klaus schon länger zum Chef haben. Es ist sicher kein Zufall, dass es bei tazeins immer äußert kollegial



Klaus Hillenbrand im Büro. Foto: Ralph Rieth

zuzug und zugeht. Danke lieber Klaus, für ganz vieles. Ganz besonders für diesen unaufgeregten, warmherzigen Umgang mit uns.
Ralf Pauli

Woke und wohlmeinend

Verbaler Feinsinn gegen rohe Sprachgewalt: Das ist eines der verlässlichsten Klaus-Hillenbrand-Prinzipien. So oft hat er mich mit dem beeindruckt, was ich seine „Nazi-Belesenheit“ nenne. Seit Jahrzehnten beschäftigt er sich intensiv mit dem faschistischen Deutschland, auch als Buch-Autor, und daraus ist ihm ein untrüglicher Instinkt für menschenfeindliche Vokabeln erwachsen. Dass ein Wort wie „Endlösung“ höchstens in Anführungszeichen zu benutzen ist, wenn überhaupt, weil es einst als Synonym für den Holocaust diente, wissen viele aus der Schule – imherhin.

Bei den vermeintlich neutralen Begriffen „Sonderbehandlung“ oder „Spaltpilz“ wiederum ist es schwieriger: Nicht allen ist bewusst, dass die Nazis mit der „Sonderbehandlung“ die Tötung unliebsamer Personen meinten, und dass NS-Propagandachef Joseph Goebbels die Juden als „Spaltpilz“ bezeichnete. Wenn solch ein vergiftetes Wort doch einmal in einen taz-Text rutschte, wies Klaus in der Blattkritik sofort darauf hin, nie anklagend oder von oben herab belehrend, sondern stets wohlmeinend – sein Wissen großzügig teilend. Die Jüngeren nennen es heute „wokeness“. Ich behaupte: „Wacher“ als Klaus Hillenbrand ist kaum ein Journalist je mit Sprache umgegangen. So vieles habe ich von ihm gelernt. Danke, Klaus, für deine scharfen Ohren und Augen!
Katja Kullmann

Sanfter Kampf um Grafiken

„Also, nach meinen Informationen wird es dazu heute keine substantiellen Ergebnisse geben“ – ein legendärer Satz von Klaus, den ich im Laufe unserer Zusammenarbeit bei tazeins und als ehemalige Themenchefin Dutzende Male gehört habe. So sehr diese Einschätzung auch meiner ähnelte – es war immer zutiefst beruhigend und bestärkend, von Klaus, *DEM* CvdD und Blattmacher der taz, diesen einen Satz zu hören. Klaus als der Anker, wenn die Themenfindung noch im unklaren Stadium war. Klaus, als derjenige, der in der Hektik den Überblick behält – oder eben die Ruhe selbst ist. So auch als ich meine ersten Wahlen fürs Blatt und online planen musste. Mir ging die Düse, Klaus sagte: „Ruf mich an, wenn’s klemmt.“ Musste ich nicht, aber gut zu wissen, dass ich es gekonnt hätte.

Legendär auch unsere ganz individuelle kleine Streiterei zu Grafiken bei Landtagswahlen in der gedruckten Ausgabe. Auf das bewährte Modell setzen, das die taz-Leser:innen – angeblich – so sehr lieben, oder doch auf online only schwenken, um aktuell zu bleiben? Wir haben uns vortrefflich gestritten. Klaus wollte natürlich die Printleser:innen nicht enttäuschen. Ich dagegen mag Traditionen um der Tradition willen nicht so sehr. Am Ende haben wir einen guten Kompromiss gefunden. Mal mit, mal ohne, aber eins war sicher: Auch in der nächsten Planungsrunde würden wir wieder streiten. Das wird mir fehlen. PS: Wie eine Balkengrafik zu Klaus wohl aussehen würde? Alles definitiv im grünen Bereich – weit über dem Nullpunkt!
Tanja Tricarico

Der innere Oberlippenbart

Versteht mich nicht falsch – um diesen Text mit der berühmtesten aller Redewendungen von Klaus zu beginnen: Hier geht es nicht um Äußerlichkeiten, wenn von einem, oder besser dem Oberlippenbart (OLB) der taz, die Rede sein soll. In einem fernen Interview mit der taz Berlin hat der Internetpunk Sascha Lobo über seinen Haarschnitt gesagt: „Ich habe mich schon immer gefühlt, als hätte ich einen inneren Irokesenschnitt.“ Klaus war dem Lobo in dieser Hinsicht offensichtlich Jahrzehnte voraus. Nur eben mit seiner eigenen, inzwischen weniger farbenprächtigen Bartpracht. Falsch wäre auch, jene als „Schnauzer“ zu bezeichnen. Das klingt so harsch, hart, brutal und damit so gar nicht nach Klaus’ Art, der in Debatten eher eine feine verbale Klinge führt.

Wer als Mensch der mittleren taz-Generation in den Tiefen des Fotoarchivs kramt, entdeckt weitere frühere Oberlippenbartträger, die hier gearbeitet haben sollen. Für mich war diese Barttracht in den goern und Nullerjahren ein dreifaches No-Go: Es galt nicht nur als old-fashioned und eindeutiges Erkennungsmerkmal von Zivipolizisten auf Demonstrationen („die absolute Härte, sind Oberlippenbärte“), sondern war gar als „Pornobalken“ verschrien. Klaus, in seiner stoischen Ruhe, focht das nicht an. Und natürlich lag er damit, wie in so vielen seiner Einschätzungen, nachhaltig richtig. Inzwischen tragen auch wieder junge Menschen OLBs, über Pornos schreibt tazeins gefühlt jede zweite Woche und Zivipolizisten setzen zur Tarnung lieber auf Vollbart, weil das zwischenzeitlich sogar bei Nazis angesagt ist.

Auch in der taz hat diese Barttracht eine Renaissance erlebt, sogar nach dem Abgang von Deniz Yücel, selten allerdings mit dieser Nachhaltigkeit wie bei Klaus. Nun soll das letzte bärtige Original der taz wirklich auf die Rentnerbank wandern?

Versteht mich nicht falsch, aber, beim Barte des Propheten, das glaube ich erst, wenn ich es sehe.
Bert Schulz

Ressortleiter ohne Bugwelle

Mit Klaus zusammenzuarbeiten: Was war das angenehm! Das lag nicht nur an seiner freundlichen Ausstrahlung, der wunderbar sonoren Stimme und dem ansteckenden Lachen. Gerade in hektischen Momenten zeigte sich seine Stärke. Wenn dringend benötigte Artikel noch fehlten und aufgeregte Autor:innen mit Schreibblockade nicht mehr ans Telefon gingen, dann konnte Klaus ganz unerschrocken reagieren – bis sich die taz-Seiten doch noch rechtzeitig füllten, am Ende Ruhe einkehrte und er kurz raus zum Rauchen ging.

In den fast 25 Jahren, die ich als Redakteurin in Berlin und Korrespondentin in Asien mit ihm zu tun hatte, kann ich mich nicht erinnern, dass er ernsthaft die Fassung verlor. Nie habe ich ihn dabei erwischt, einen Kollegen oder eine Kollegin vor anderen Leuten herunterzuputzen. „XXX hat die Satzzeichen in diesem Text mal wieder mit dem Salztreuer verteilt“, brummelte er höchstens.

Ein Ressortleiter ohne Bugwelle: Offenbar hatte Klaus es sich bei gewissen schwedischen Krimiserien abgeguckt, wie man effektiv sein Team führt. Und alle hatten Respekt – vor seinem Wissen, seiner Kollegialität und seiner Fähigkeit, Talente zu erkennen und zu fördern. Dass er außerhalb der taz noch ein interessantes Leben hatte, merkten manche vielleicht erst, wenn er wieder ein Buch über jüdische Schicksale oder alte Nazis veröffentlichte. Oder wenn er nebenbei einen Zypernführer geschrieben hatte. Oder wenn er von einer Rechercheise in Israel zurückkam. Oder wenn er gutgelaunt und braungebrannt nach einer seiner Rad-, Paddel- oder Wandertouren durch die deutschen Lande wieder in der Redaktion stand. Viel Glück für die Zukunft, lieber Klaus!
Jutta Lietsch

Mild und freundlich wie ein Kölsch

„Schreiben kannst du in deiner Freizeit,“ sagte er beim Bewerbungsgespräch für das einst von ihm aufgebaute Ressort. So halte er es meist auch. Dabei kam allerdings ein Evvve heraus, das einem Vollzeit-NS-Historiker zur Ehre gereichen würde. Als er mal erwähnte, dass er in der Schule nicht so gut abgeschnitten habe, meinte eine Kollegin: „Hättense mal ‚Jagd nach Nazigold‘ als Abi-

turfach zugelassen, wäre er Jahrgangsbester geworden.“

Wäre „Zeitung produzieren, ohne jemals die Ruhe zu verlieren“ Schulfach gewesen, auch. Als an einem Tag der Bundespräsident zurücktrat, sich die Schuldenkrise zuspitzte und drei, vier weitere Katastrophen eintraten, war er fast allein im Ressort. Doch wer am Morgen bei ihm anrief, um anzubieten, seinen freien Tag zu verschieben, dem sagte er nur: „Nee, wieso?“. Hektik, Aufregung, Aggression jeder Art sind ihm fremd. In der Kombination mit Jahrzehnten der Erfahrung macht das eine unschlagbare Ressortchef-Mischung.

Wer glaubt, dass das, was man über die Freundlichkeit der Rheinländer sagt, womöglich nur ein Klischee ist, kann sich bei ihm vom Gegenteil überzeugen. Umso stärker ist der Kontrast zur gedanklichen Schärfe, mit der er sich der historischen Aufarbeitung des Nationalsozialismus widmete. Darunter findet sich so Unvergleichliches wie eine Untersuchung über die Bewerbungsschreiben von Männern, die als Henker für das NS-Regime arbeiten wollten. Das Buch präsentierte er vor Jahren im taz-Café. Der Kollege Lukas Wallraff las Passagen vor und Klaus blätterte diese bis dahin dem Laien praktisch unbekannte Facette des eliminatorischen Wahns ganz normal Deutscher bis in die grauenhaften Details auf. Als er fertig war, meldete sich eine Zuhörerin, auch sie eine Kollegin, und merkte an, dass das heutzutage ja alles gar nicht anders sei. Schließlich würden sich auch jetzt „freiwillig Menschen melden, um bei Frontex zu arbeiten“.

Diese Gleichsetzung war bodenlos geschichtsvergessen. Klaus aber blieb im Ton mild und freundlich wie ein Kölsch, als er entgegnete, wie unangemessen der Vergleich war. Die Schärfe, mit der er seinem Gegenstand als Schreibender begegnet, kommt beim Umgang mit Menschen für ihn nie infrage.

Als er einst allein eine ganze Seitenstrecke zum 80. Jahrestag der Wannsee-Konferenz – fraglos voll eigenhändig ausgewerteter Originalquellen – produzierte, sah die Chefredaktion ihn am „Lebenswerk“ schrauben. Hoffentlich war es tatsächlich erst ein Teil des Frühwerks. Freizeit genug hat er jetzt ja.
Christian Jakob

Entscheidungsstark und selbstkritisch

Ein paar Tage nach meinem Einstieg bei der taz im März 1993 war mir klar, der Kollege mit dem rheinischen Akzent und dem 70er-Jahre-Schnauzbart, der die Arbeit zahlreicher Autor:innen, Fotograf:innen, Redakteur:innen, Layouter:innen...-täg-

lich sinnvoll verknüpft, ist ein Management-Ass. Und verfügt zudem über ein unfassbares Gespür für Themen und Trends.

Bald lernte ich auch, dass der Mann, der später unabhängig von seiner aktuellen Funktion unter der E-Mail-Adresse cvd@taz.de erreichbar blieb, zwei Spezialthemen beachert, die mir ebenfalls sehr am Herzen liegen: Bahntransport und die Aufarbeitung der NS-Barbarei. Entsprechend einfach entwickelte sich die Zusammenarbeit mit Klaus Hillenbrand: Er traf – nach immer offener Diskussion mit uns Kolleg:innen – die richtigen Entscheidungen. Die ich gerne umsetzte. Bis zum 2.7.2001.

An diesem Sonntag griff ein Mob von LGBTQ+-Hasser:innen in der serbischen Hauptstadt Belgrad die erste „Schwulenparade“ – so nannte man die Pride damals selbst in der taz! – in einem Balkanland an. Die Info erreichte mich irgendwann nachmittags, ich rannte zum CvD-Desk, schlug (wahrscheinlich ziemlich engagiert) vor, eine Meldung prominent auf Seite 1 zu platzieren... – und stieß auf Unverständnis: Klaus hatte sich für irgendein Fußballspiel entschieden, denn: „Das interessiert die Leute.“

Ok, ich mag Fußball bekanntlich wie lauwarms Bier – aber, dass ein Angriff auf die erste öffentliche LGBTQ+-Demo Südosteuropas eine höhere Relevanz hat als jegliche Balkkickerei, ist doch klar – oder? Warum sah das dieser Super-Journalist nicht? Ich argumentierte bis Redaktionschluss; die Belgrad-Meldung kam trotzdem auf die 2.

Ein paar Tage später hat Klaus dann eingestanden, dass ich im Falle der Pride Recht hatte. Auch das zeichnet diesen wunderbaren Kollegen aus: Er trifft Entscheidungen, wo und wann es nötig ist – und reflektiert sie anschließend selbstkritisch. Mal davon abgesehen, dass die taz ohne Klaus für mich erst mal grundsätzlich unvorstellbar bleiben wird, hoffe ich, dass seine Art, die Produktion zu führen, Schule gemacht hat – und unserer Zeitung somit erhalten bleibt.
Rüdiger Rossig

Mehr als schnöde Namen

Um ein Haar hätten wir unser erstes Kind Klaus-Ringo genannt. Okay – so knapp war es dann auch wieder nicht, aber wir haben bei tazeins viel darüber gelacht. Unser Baby-Arbeitstitel zu Hause war Ringo, und irgendwie wurde daraus in der taz Klaus-Ringo. Als ich also mit dem kleinsten Klaus-Ringo schwanger war, war Klaus gerade mein Chef. Er und Gereon haben mir einige Zeit zuvor meine erste unbefristete Stelle als Redakteurin gegeben. Allein dafür hätte ich wahrscheinlich schon ein Kind nach ihnen benennen müssen.

Klaus kannte ich davor schon vom Sehen und vom Rauchen. Er stand immer im 2. Stock auf dem Eckbalkon im alten taz Haus und erzählte mir von seinen Radtouren. Und manchmal erzählte er von Namen. Namen von Menschen und wie sie überlebt haben. So wie meine Urgroßmutter überlebt hatte. Ich mochte die Geschichten, auch wenn jede einzelne traurig war, weil meine Urgroßmutter mir ihre nie erzählt hatte. Erst war ich zu jung und dann war sie zu alt.

Als ich Klaus schließlich den richtigen Namen von Klaus-Ringo gegeben habe, fiel ihm sofort eine Geschichte ein. Er erzählte von einem Namensvetter, der überlebt hatte. Manchmal, wenn ich den Namen meines Kindes rufe, denke ich an ihn, und dann denke ich an Klaus.
Saskia Hödl

Akribisch und liebevoll

Klaus als CvD in der taz – das war wie Angela Merkel als Kanzlerin oder Johannes Paul II. als Papst, irgendwie immer da. Wir beide kennen keine taz ohne Klaus. Und gerade, weil die taz derzeit viele grundlegende Transformationen durchlebt, können wir sagen: Von all diesen gefällt uns der Weggang von Klaus am wenigsten.

Klaus ist Printjournalist der alten Schule und wuppt Seiten und Sonderausgaben mit einer Routine, mit der andere sich morgens die Zähne putzen. Mit dem Unterschied, dass kaum jemand mit so unbegrobener Lust Zahnhygiene betreibt, wie Klaus Seiten macht. Egal ob Bundestags- oder US-Präsidentenschaftswahl, Krieg, oder Frieden, Katastrophe oder frohe Botschaft: Klaus ist in seinem Element. 75 Jahre seit Ende des Zweiten Weltkriegs? 10 Sonderseiten Expertise, Essay und kluge Köpfe. 100 Jahre seit der Russischen Revolution? Kein Problem. Fünf Jahre seit Beginn des Aufstands in Syrien? Lasst Geflüchtete zu Wort kommen.

Bei all dem gerät er seltsamerweise nie in Stress – oder lässt es die Menschen um sich herum jedenfalls nicht spüren. Im Gegenteil: Kaum jemand hat so viel Verständnis für diejenigen, die kurz vor Druckschluss zum Teil durchaus kopflos versuchen, ihren Job zu machen. Klaus unterstützt, greift unter die Arme und geht dann eben noch eine rauchen. Drama ist in seiner Welt nicht vorgesehen. Nichts, was man nicht besprechen könnte und nichts, was eine Benson & Hedges nicht er-

leichtern würde. Aber wahrscheinlich bringt einen auch nicht mehr allzu viel aus der Ruhe, wenn man an Tagen wie dem 11. September 2001 CvD war.

Was nicht heißt, dass Klaus durch die Routine abgestumpft wäre. Nicht nur akribisch, sondern auch liebevoll widmet er sich Menschen und ihren Geschichten. Wie viele Bücher er inzwischen über die Schicksale von im Nationalsozialismus verfolgten Jüdinnen und Juden geschrieben und ihre Namen verewigt hat? „Acht oder neun, habe ich nicht gezählt“, sagt er, wenn man ihn fragt. Und klar, gerade sitzt er wieder an einem. Wenn er nicht gerade in Nahariya im Norden Israels mit ein paar Jekes Kuchen im Café Pinguin isst.

Die taz ist sicher zu denken ohne Klaus – aber Klaus ist nicht aus der Welt: Wir hoffen, dass wir weiter SMS mit Urlaubsgrüßen vom Limes oder der nächsten Paddeltour bekommen. Und dass der Schnurrbart samt Träger dann auch mit uns in Neukölln Kuchen verspeist. In aller Ruhe, wie immer.
Dinah Riese und Patricia Hecht

Stiller Nebenbeimacher, der den Lärm schätzt

In meiner Volozeit, als ich Klaus noch nicht richtig kannte, da war er abgespeichert als: Mann mit Schnauzer und NS-Expertise, redet viel auf Konferenzen, raucht Benson & Hedges. Anfangs, muss ich zu meiner Schande gestehen, verwechselte ich ihn gelegentlich mit Georg Baltissen. Das würde mir heute nicht mehr passieren! Ich habe Klaus so viel zu verdanken. Meinen ersten Job nach dem Solo zum Beispiel. Und es ist ein Privileg, einen so erfahrenen Journalisten als Chef zu haben. Bis heute fördert er viele junge Kolleg:innen ohne großes Trara. Klaus ist ein stiller Nebenbeimacher. Es ist mir ein Rätsel, dass er genau in Archiven verschwindet und neue Bücher schreibt. Weil er ja gefühlt immer da ist in der taz. Wenn an Bildschirmen Eilmeldungen aufploppen, Kolleg:innen aufgeschreckt hin und her rennen, dann plant Klaus in Ruhe Sonderseiten. Einmal verriet er mir, dass er es mag, wenn es laut wird in der Redaktion.

Aber Klaus ist nicht nur routinierter Zeitungsprofi, sondern hat auch das Zwischenmenschliche im Blick. Als ich nach einem Fahrradunfall etwas aufgelöst in der Redaktion ankam, lotste er mich gleich zur Seite. Ich war nach einem Zusammenstoß über meinen Lenker geflogen und weinte darüber, dass mir niemand helfen wollte. Klaus war ernsthaft erschüttert und das war der größte Trost.

Lieber Klaus, ich wünsche dir von Herzen alles Gute für deine Post-taz-Ära. Traurig bin ich dennoch. Aber wie sagt der Rheinländer? Et kütt wie et kütt. Maach et joot, ävver mit so off.

Jasmin Kalarickal

Intensiv und synchron

Emsig standen sie hinter ihren Bildschirmen – Ingelfinger, Baltissen, Hillenbrand. Der erste wurde mein Chef, der zweite mein Kollege und der Dritte? Nein, Freunde wurden wir nicht. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass wir mal in der Kneipe waren, ich war auch nie in Klaus Hillenbrands Wohnung. Inzwischen weiß ich zumind, dass er eine prächtige Wanduhr besitzt. Unsere Beziehung wurde trotzdem mit jedem Jahr intensiver. Und offenbar auch synchroner. Thematisch liegen wir seit langem auf einer Welle, und die meisten seiner Kommentare lese ich mit Wohlwollen. Nun aber merke ich, wie auch mein Haupthaar, vor allem um die Schläfen, weißer wird. Und meine Augenbrauen sind auch schon viel buschiger. Ob mir bald auch die Haarpracht von Klaus winkt? Auf den Schnurrbart allerdings würde ich verzichten.
Thomas Gerlach

Sagemunwobene Konstante

Es gibt Kollegen, die einen das Berufsleben lang begleiten. Klaus ist so einer, eine Konstante, die über die Jahre immer konstanter wurde. Ich ging von der taz weg und kam wieder, Klaus war da. Erst in der sagemunwobenen Nachrichtenredaktion mit dem Tickerraum, später im Herzen der Schwerpunkt-Redaktion, immer unter den Machern, immer auf dem Laufenden, und in meiner Erinnerung wehte Klaus’ Schoopf damals schon weiß (was nicht stimmt). Einer, der immer Ideen einspeiste, dabei Ruhe und Humor nicht verlor. Et hätte noch immer jot jejanje – es ist noch immer gut gegangen, sagt der Rheinländer. Klaus ist in Köln aufgewachsen wie ich, wo wir – derselbe Jahrgang – uns in der Schule hätte begegnen können. Sind wir nicht, und wer weiß, ob wir uns angefreundet hätten. Denn das ist die andere Seite an Klaus, der, so sehr er politische Themen setzte und mit der Aufarbeitung der NS-Zeit eigene Themen verfolgte, stets eine diskrete Seite hatte. Klaus erlaube sich ein Privatleben. Auch dies vielleicht ein Grund, warum er sich aus dem aktuellen Geschäft gut zurückziehen kann und hoffentlich Zeit zum Schreiben findet.
Sabine Seifert

Schlingelfinger



Foto: Jonas Maron

Alles Gute im Ruhestand, lieber Klaus!
Ist gar nicht so schlimm.

Beste Grüße, dein Carlo

„Hier dürfen nur die rauchen, die müssen!“

Von Anna Lehmann

So stand es einst auf einem Zettel, der an der Wand hinter dem CvD-Tisch im zweiten Stock des alten taz-Hauses hing. Als frische Volontärin, die damals noch zwei Monate Pflichtdienst bei den „Nachrichten“ ableisten musste, hatte ich diesen Spruch jeden Tag plastisch vor Augen. Denn natürlich mussten alle rauchen, die dort arbeiteten. Klaus, der damals schon der Inbegriff des CvDs war, qualmte genüsslich, der zweite CvD Georg Baltissen paffte seine Pfeife, und auch die Assistentinnen Heike Gerhold und Christine Apel zogen an ihren Zigarettchen, während sie Tickernachrichten in die Nachrichtenspalten kopierten. Einzig Oli Pohlich und ich mussten nicht, durften aber passiv mitrauchen. Wobei, so passiv fühlte es sich gar nicht an.

Dass sich mein Kopf dennoch nicht mit lauter trüben Eindrücken vernebelte, lag an Klaus. Er führte unser kleines Team mit solcher Herzlichkeit und Wärme, dass sich der Rauch in Luft auflöste. Dafür blieben Beobachtungen haften, darüber wie man Themen für die taz auswählt und gewichtet – oder nicht gewichtet, denn „dafür wurde die taz nicht gegründet“ – wie man im Ticker nach Meldungen sucht und das alles garniert mit Anekdoten über die ersten Jahre der taz mit Faxen statt E-Mails und Computern ohne Internet. Meine ersten beiden Monate bei der taz habe ich trotz des ständigen Nebels über den Tischen als eine schöne Zeit in Erinnerung. Auch weil Klaus mir damals das Zutrauen vermittelte, dass ich alles schaffen kann, dass ich in und mit der taz wachsen und lernen darf. Und so ist es ja auch gekommen.

Längst dürfen selbst die nicht mehr in der taz rauchen, die müssen. Manchmal vermisse ich den Zigarettergeruch sogar ein wenig. Er erinnert mich immer auch an Klaus.

Klausens Dreigestirn

Von Heide Oestreich

Dass Klaus das ruhige Auge im Orkan der täglichen taz-Produktion war, muss ich nicht schreiben. Wie man so sein kann, war mir immer schleierhaft. Alle um mich herum, inklusive mir, waren mehrmals wöchentlich dem Herzkasper nahe, wenn der Platz mal wieder für die wichtigste Geschichte der Welt nicht reichte: pure Verzweiflung! Die keiner so geduldig zu besänftigen vermochte wie Klaus. Ab und zu lenkte er uns korrigierend: Als der eifrige Bayernkorri seinen fünften Abgang auf Edmund Stoiber schrieb, von dessen Niedergang in der Realität keine Rede sein konnte, da wurde man dann mal freundlich beiseite genommen und auf diese gewisse Diskrepanz hingewiesen. Oft hatte ich es als Redakteurin für Geschlechterfragen schwer mit Klaus: Meine hervorragend überrecherchierten, immer mindestens zwei Seiten benötigten Gender-Analysen standen tatsächlich etwas jenseits des Dreigestirns von Eisenbahn, Demokratiefreunden und Zypern, die auf Klausens innerer Themenliste die natürlichen vorderen Plätze besetzen. Aber, siehe Anfang – so richtig verübeln konnte ich ihm das nicht. Zur Entschädigung hat Klaus mir mal seine alten, großen Boxen geschenkt: Sie klingen hervorragend und stehen immer noch im Wohnzimmer. Lieber Klaus! DANKE!

Heide Oestreich, Genderredakteurin (1999 bis 2016), zeitweise stellvertretende Ressortleiterin im Inland

Emissionsarmer Inlandsmotor

Von Barbara Dribbusch

Es war irgendwann im Sommer 1993, als ich in der taz zum Bewerbungsgespräch geladen war. Ich sprach mit einem freundlichen, sanft wirkenden Typen mit Schnurrbart, der sich als Klaus Hillenbrand vorstellte, damals Chef der Inlandsredaktion. Ich wollte den Job als neue

Fachkraft für Soziales bei der taz unbedingt haben und schüttete einen Sack Themen aus, die ich mir zuhause ausgedacht hatte und die möglichst tazzig wirken sollten. Schwarzarbeit! Arbeitslosigkeit von Akademikern! Steuerhinterziehung! Erben-gesellschaft! Und immer mit Betroffenen reden, nicht zu viel Institutionen!

Kurz darauf hatte ich den Job. Und einen gelassenen Inlandschef, dessen Taktik darin bestand, Aufmüpfige in Meckerstimmung immer erst mal ausreden zu lassen, bis der Ärger verpufft war. Klaus war für mich der leise E-Motor in der Redaktion, der emissionsarm den Laden am Laufen hielt und dabei eine asiatische Form der Domi-

nanz pflegte. Zuletzt als jahrelanger Chef der „nahaufnahme“ zeigte er eine Nervenstärke, um die ich ihn beneidete. Ich wünsche ihm einen tollen Ruhestand und schöne Stunden mit seinem Padelboot. Und ich bin dankbar, dass er so lange in der taz war, weil es auch schön ist, wenn nicht immer jemand geht, sondern manchmal auch jemand bleibt.



Klaus Hillenbrand und Barbara Dribbusch (Mitte) betrachten das neue Layout der taz im Jahr 2000
Foto: Christian Jungeblodt

Der Marathonmann

Klaus Hillenbrand gehört zu jenen Unentwegten, ohne die der Erfolg der taz nicht möglich gewesen wäre. Nicht nur seine rheinische Gelassenheit wird in der Redaktion fehlen

Von Pascal Beucker und Anja Krüger

Die Mail war ein Schock. Am 22. Mai 2019 erreichte sie den Vorstand der taz. Es waren nur wenige, dürre Sätze. Aber die hatten ein enormes Stresspotenzial: „Liebe Kollegen, danke für Euer Engagement in Sachen Marathonfonds!“, schrieb da Klaus Hillenbrand. Bei ihm schaue es so aus: „Renteneintritt: regulär 2023, ich bedenke aber einen früheren Eintritt ca. 2021.“ Ein früherer Renteneintritt? Was für eine besorgniserregende Vorstellung.

Ausgerechnet Klaus Hillenbrand! Der taz-Vorstand war sich zwar schon zuvor durchaus bewusst gewesen, dass sein Stern nicht ewig im taz-Universum strahlen würde. Schließlich gehört der zugewanderte Kölner zu jener kleinen, aber so ungemein wertvollen Gruppe, für die der Marathonfonds vor inzwischen mehr als vier Jahren initiiert wurde: zu jenen Unentwegten aus den Anfangsjahren dieses unverwüsthlichen Berliner Medienhauses, „die einst ‚das mach ich mal ein, zwei Jahre‘ dachten und eines Besseren belehrt wurden“, wie es der damalige taz-Geschäftsführer Karl-Heinz „Kalle“ Ruch in dem Werbeflyer für den Marathonfonds formuliert hat. Sie hätten – zunächst für einen Einheitslohn von 800 D-Mark – die Grundlagen für den Erfolg der

taz gelegt und persönlich viel gegeben.“

Auf dem Flyer ist auch ein altes Schwarzweißfoto des jungen Hillenbrand mit langen, dunklen Haaren zu sehen. Heute sind sie kurz und grau. Der Schnurrbart ist jedoch auch nach den vielen Jahrzehnten immer noch so markant wie früher. „Klaus Hillenbrand, 36 Jahre taz“, steht auf dem Foto geschrieben. Das war 2018.

Zwischen dem theoretischen Wissen über die Endlichkeit einer beruflichen Tätigkeit und der konkreten Aussicht eines bevorstehenden Abschieds besteht ein fundamentaler Unterschied. Das zeigte sich an der Mail Hillenbrands: Es fiel mehr als schwer, sich tatsächlich eine taz ohne ihn vorzustellen. Irgendwann, in ein paar Dekaden vielleicht – aber schon in zwei Jahren? Unmöglich.

Entsprechend verstört fiel die Reaktion aus dem Vorstand aus: Bedenken könne man natürlich vieles, aber er jedenfalls hoffe, „noch möglichst lange Dir in der taz zu begegnen und Deine Texte in unserer kleinen Zeitung lesen zu dürfen“. Die Antwort Hillenbrands kam prompt: „Bisher sind das nicht mehr als Gedankenspiele“, schrieb er. „Bin also noch ziemlich unentschlossen.“

Vielleicht war es die Coronapandemie, die ihn letztlich von seinem aberwitzigen Unterfangen abgebracht hat. Denn

die hatte bei allen Unannehmlichkeiten einen großen Vorteil: Im Homeoffice konnte Hillenbrand endlich wieder an seinem Arbeitsplatz rauchen, sogar während der Redaktionskonferenzen! Das genoss er sichtlich. Möglicherweise war es aber auch ein grandioser Bluff von Kalle Ruch, der ihn länger in der taz gehalten hat.

Ruch hatte seine Überlegungen für den Entwicklungs-

„Kann sein, dass uns irgendwann der Himmel auf den Kopf fällt. Aber nicht, solange Klaus da ist“

weg der taz im angebrochenen Postanalogzeitalter 2018 mit der Überschrift „Szenario 2022“ versehen. Das ließ viele glauben, der taz-Vorstand beabsichtige, im Jahr 2022 den Druck der täglichen Ausgabe einzustellen. Selbst der spätere Bundeskanzler Olaf Scholz saß in seiner Rede zur Eröffnung des taz-Neubaus im Oktober 2018 dieser Fehlinterpretation auf.

Dabei war es stets Konsens im taz-Vorstand, dass es die tägliche Printausgabe so lange geben wird, wie es sich ökonomisch rechtfertigen lässt. Das erschien schließlich auch als ein Hebel, Hillenbrand in der taz zu halten. Denn der hatte

seinerzeit in einem persönlichen Gespräch mit einem Vorstandsmitglied gesagt, er werde bei der taz aufhören, wenn es die gedruckte tägliche taz nicht mehr geben werde. So baute der taz-Vorstand auf den Umkehr-effekt: Bis dahin bleibt Hillenbrand! Also noch ein paar Jahre.

Immerhin: Vorzeitig ist Klaus Hillenbrand nicht in Rente gegangen. Aber jetzt geht er leider doch. Ganz regulär. Nach nunmehr rund 40 Jahren. Obwohl die taz auch unter der Woche weiterhin gedruckt erscheint. Hillenbrand muss den taz-Vorstand doch noch durchschaut haben. Und der hätte das wissen können, ja, müssen. Schließlich ist Durchblick eines der Markenzeichen dieses so belebten wie unteilten, linksliberalen Journalisten, der auch in der größten Redaktionsschlussheftik stets seine rheinische Gelassenheit bewahren konnte.

„Kann sein, dass uns irgendwann der Himmel auf den Kopf fällt“, war einmal in der taz zu lesen. „Aber solange Klaus da ist, braucht zumindest die taz davon keine Angst zu haben.“ Alleine deswegen werden viele ihn sehr vermissen. Die Autorin und der Autor dieser Zeilen gehören dazu. Und sie hoffen, dass er ihnen auch in Zukunft über den Weg läuft. Wenn nicht in der taz, dann vielleicht mal wieder an einem Brandenburger See, auf der Leipziger Buchmesse oder im Flughafen von Thessaloniki.

Viel Fleisch, viel Zug und wenig neues Zeug

Klaus' ökologischer Fußabdruck hat dunkle Stellen – aber auch einige Glanzseite

Von **Jost Maurin**

Der durchschnittliche Mann in Deutschland verspeist pro Woche 1.092 Gramm Fleisch. So steht es in der Nationalen Verzehrsstudie II des staatlichen Max-Rubner-Instituts. Dabei ist Fleisch eines der klimaschädlichsten Lebensmittel – vom Leid der Tiere mal ganz abgesehen. Kollege Klaus, der sonst so gar nicht Durchschnitt ist, trägt seinen Teil dazu bei. Denn eine zuverlässige Quelle aus seinem Umfeld hat der taz diesen wirklich schockierenden Fakt berichtet: Klaus isst vier Mal die Woche Fleisch, und Käse und Milch gehören zu seiner täglichen Ernährung! „Mit Hafermilch, Tofu und Co. kann er nichts anfangen“, heißt es.

Tja, das ist natürlich eine persönliche Niederlage für jeden Öwi-Redakteur, der sich um Landwirtschaft und Ernährung kümmert. Da schreibt man sich die Finger wund über die Folgen des übermäßigen Fleischkonsums für Umwelt und Mensch – und Klaus kümmert sich nicht drum (immerhin postet er nicht wie sein Kollege Lukas Wallraff ständig provozierende Fotos von mit Fleischpaketen vollgepackten Grills auf Facebook). Man kann sich nur damit trösten, dass Klaus ja vor allem seine geliebten Schwerpunkt- beziehungsweise tazeins-Seiten, und weniger die Öwi-Seiten liest... An uns liegt's also hoffentlich nicht!

Aber wir haben vielleicht doch auch bei Klaus etwas bewirkt: Flog er früher fast 30 Mal pro Jahr, steigt er heute nur noch etwa 3 Mal jährlich in einen fliegenden Klimakiller. Und er hat sogar schon mal eine Nachtzugkritik für die Öwi-Seiten geschrieben! Denn er ist ein großer Fan der Eisenbahn, vor allem von Schlafwagen. Nach taz-Informationen fährt er rund 40 Strecken im Jahr mit der Bahn.

In Berlin sei er sogar meistens mit dem Fahrrad unterwegs, heißt es weiter. „Nur ab und zu nutzt er das Auto, bei längeren Strecken und wenn er etwas transportieren muss.“

Geradezu vorbildlich ist Klaus' Kaufverhalten: „Er konsumiert sehr wenig, nur wenn er wirklich etwas braucht (z.B. eine neue Hose)“, sagt unsere Quelle. Er habe keinerlei Leidenschaft für Einkäufe, wenn sie nicht in Antiquariaten stattfinden.

Seinen Beitrag im Kampf gegen die Klimakrise und Putins Krieg in der Ukraine leistet Kollege Klaus auch beim Heizen: Nach taz-Informationen heizt er so wenig wie möglich und nutzt alte Wärmflaschen, um sich warm zu halten.

Das beste aber ist aus Öko-Sicht, dass Klaus ein geradezu vorbildlicher Recycler ist. Um Ressourcen zu sparen, hat er sogar mal ein Interview komplett recycelt. Das hat seine Ökobilanz erheblich verbessert!

Der geheime, vorbereitete Titel

Für ein ganz bestimmtes Ereignis hat Klaus eine Titelzeile im Kopf – wird er sie noch verraten?

Von **Svenja Bergt**

Klaus hat ein Geheimnis. Das Wissen darum ist nicht geheim, er hat selbst davon berichtet, und es gibt keinen Grund, ihm nicht zu glauben.

Es geht um folgendes: Klaus hat, so erzählte er es selbst, einen vorbereiteten Titel im Kopf für den Fall, dass ein ganz bestimmtes Ereignis eintritt. Und so, wie er es formulierte, handelt es sich um etwas, das durchaus eines Tages passieren kann – vielleicht aber auch nie. Das eröffnet natürlich Raum für Spekulationen. Eine grüne Bundeskanzlerin? Rot-grünrot im Bund? Ein GAU in Europa? Das letzte AKW geht vom Netz? Edward Snowden bekommt Asyl in Deutschland?

Das ist der Moment für die Frage an dich, lieber Klaus: Wenn du von deiner verdienstvollen Arbeit verdient in den Ruhestand wechselst – was passiert mit deinem Geheimnis? Ist es bereit, gelüftet zu werden? Oder geht es in einem mit Wachs versiegelten Umschlag gelagert in einem Hochsicherheitstresor an die nächste Generation von Blattmacher:innen?

Zahl des Tages

50 pack years

50 Pack years (py), also Packungsjahre, hat Mensch nicht auf dem Buckel, sondern auf der Lunge. Solche py messen, wieviel jemand raucht und wieviel wahrscheinlicher es für ihn: sie ist, an fiesen Dingen wie Lungenkarzinomen oder COPD zu erkranken als für Nichtraucher:innen. Wenn Klaus immer so gleichmäßig geraucht wie qualitativ hochwertige Texte, kluge Einschätzungen oder Paddeltipps abgeliefert hat, sollte er auf rund 50 py kommen. Wie stark die sein gesundheitliches Risiko erhöhen, soll hier nicht verraten werden (es lässt sich aber leicht ergoogeln). Schließlich will Klaus es selbst weder wissen noch von seiner „vergnüglichen Sucht“ befreit werden, wie er einst in einem Kommentar schrieb. Der „rechte Lebensweg der Gesundheitspolitiker“? Ihm ein Gräuel. Die Macht der Raucher:innen hingegen: Die gibt es, schreibt Klaus. Nicht nur wegen der Lobby, sondern auch wegen des vielen Geldes, das sie für Tabak auslegen, und der vielen Steuern, die das einbringt. Lieber Klaus, es sei Dir gegönnt, wenigstens einmal bei den Mächtigen mitzuspielen. Denn auch das kann ein Vergnügen sein, vielleicht noch mehr als das behagliche Gefühl, den blauen Dunst tief in die Lungen zu ziehen. Ach, es gibt ja auch gar keine Gewissheit, krank zu werden, sondern nur ein Risiko. Mach es, wie es Dir gefällt, der Spaß sei Dir gegönnt – und auch eine gute Gesundheit wider aller Unkerei! (bw)

Die heimliche Bienenkönigin

Allwissend und dauercool – Klaus setzt sich im kölschen Singsang in Konferenzen durch

Von **Kai Schöneberg**

Wenn die taz ein Bienenstock wäre – dann wäre Klaus die Königin des Gewusels. Im Chaos der Meinungen, Wendungen und Irrungen der taz ist Klaus Hillenbrand nicht nur seit Urzeiten Leiter verschiedenster Ressorts, er ist auch ihr heimlicher, eigentlicher Chef. Klaus ist nicht nur allwissend, ewigfreundlich, grundsymphatisch und dauercool (wahrscheinlich liegt sein Ruhepuls unter 30).

Er verfügt auch über eine Fähigkeit, die viele gerne hätten: Er setzt sich quasi in jeder Redaktionskonferenz durch. „Versteht mich bitte nicht falsch“, ist der Standard-Eingangssatz.

Das klingt demütig, tritt aber erst mal die aus seiner Sicht unglücklichen oder ja auch gar nicht so unoft wahnsinnigen Ansichten anderer Kolleg:innen in die Tonne. Dann kommt Klausens eigentlicher Vorstoß. Und weil der stets durch die Kenntnis fast sämtlicher Ticker oder Fachbücher zu jedem nur denkbaren Thema gedeckt ist, bekommt Klaus eigentlich jedes Mal recht.

Zumal er ja auch stets ethisch fundiert und mit diesem unwiderlegbaren kölschen Singsang argumentiert. Und dieser Bart...! Auch viele Öwi-Ideen sind wegen ihm im Orkus des Vergessens gelandet.

Lieber Klaus, die taz und ich werden Dich sehr vermissen!



die tageszeitung



Nr 5655 41. Woche 20 Jahrgang

Freitag, 9. Oktober 1998

OS 22 FF 9 LUF 46

Die EU als Klimakiller

■ Europa will Handel mit CO₂-Lizenzen international erleichtern

Berlin (taz) – Die Europäische Union geht mit wandelweichen Vorgaben in die Verhandlungen auf der Weltklimakonferenz in Buenos Aires im November. Bei der zentralen Frage, in welchem Umfang sich die Industrieländer die CO₂-Reduzierung anderer Staaten anrechnen lassen dürfen, haben die Umweltminister der 15 Staaten keine konkreten Zahlen festgelegt. Sie lehnten damit einen Vorschlag von Deutschland, Österreich und Dänemark ab, nach dem mindestens 50 Prozent der Verminderung des Kohlendioxidanstieges eines Landes im Land selbst erbracht werden müssen. Höchstens 49 Prozent dürften demnach durch den Handel mit Verschmutzungslizenzen aus anderen Ländern angerechnet werden. Das hatte auch das Europaparlament gefordert.

Von einer Berliner Kneipe auf die Titelseite: Der Transrapid-Skandal platze 1998 in die rot-grünen Koalitionsverhandlungen hinein
Abb.: taz

Transrapid sprengt Kasse 10 Milliarden für die Trasse

■ Gutachten im Auftrag der Bahn AG: Die Streckenführung kostet mindestens 2,5 Milliarden mehr als bisher behauptet. Tröge aus Beton statt Stelzen im märkischen Sand



taz berlin

Ring frei für die Genossen
Urwahl des SPD-Spitzenkandidaten im Januar. Böger ist dabei. Momper und Strieder so gut wie sicher. Seite 21



■ Glücklicher Saramago

Wo Rauch ist, muss auch Klaus sein

Klaus Hillenbrand hat ein untrügliches Gespür für gute Geschichten. 1998 half er dabei mit, einen Transrapid-Skandal aufzudecken – und löste eine politische Lawine aus

Von **Ulrike Fokken**

Klaus war schon Chef vom Dienst, als ich 1996 von der taz Bremen zur taz nach Berlin wechselte, um die Wirtschaft im Doppelressort von Wirtschaft + Umwelt zu stärken. Das Etikett „neoliberal“ klebte mir bald am Rücken, was Verhandlungen über mehr Platz für Wirtschaftsthemen vorne in der Zeitung mit den eher auf Politik und Ausland fixierten Chefs vom Dienst nicht leichter machte.

Mit Klaus war das anders. Er hörte sich jedes komplizierte Thema in Kurzfassung an, die linke Hand an der Schläfe, den Kopf über seine Pläne gebeugt. Meistens steckte eine Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger, damals rauchten alle noch am Tisch. Mit der rechten Hand malte er mit einem Kugelschreiber Krinkel an den Rand des Tagesplans oder vermerkte, welche Themen auf welche Seiten kommen. Schaffte man es über den Themeneinwurf bei ihm hinauszugelangen, lehnte sich

Klaus im Stuhl zurück, rauchte, fragte, wog die Argumente und stellte im besten Fall das Wirtschaftsthema für die Seite 1 oder das Tagesthema Seite 3 auf der Konferenz vor

„Na, gestern wieder im Tatort ermittelt?“, begrüßte mich Klaus manchmal Montagsmorgens in schnarrendem Kölsch und spielte auf Ulrike Folkerts an, die ja so ähnlich heißt und mir angeblich ähnlich sah. Es war an einem Donnerstag im Oktober 1998, als ich von einem nächtlichen Streifzug eine Geschichte mit in die Redaktion brachte und Klaus überzeugen, ja gewinnen musste, mir Platz auf der Seite 1 freizuhalten. In einem Lokal des Berliner Nachtlebens, in dem durchaus auch Ulrike Folkerts hätte verkehren können, hatte mir jemand eine Geschichte erzählt und die Unterlagen noch nachts aus dem Büro geholt. Die Story gehörte unbedingt auf die Seite 1, nur konnte ich die Geschichte morgens um 9.00 Uhr noch nicht beweisen. Die Unterlagen hatte

ich den Leuten nicht abluchsen können. Ich brauchte Zeit, um die Geschichte juristisch einwandfrei zu recherchieren, und in Klaus fand ich den Verbündeten außerhalb des Ressorts. Klaus vertraute seinem journalistischen Gespür und seinem untrüglichen Sinn für Geschichten. Vermutlich hatte er noch eine Alternative aus dem Ausland in der Hinterhand, hielt aber Platz auf der Titelseite frei.

Die Papiere auf dem Tresen belegten, dass die Kosten für den Bau des Transrapids zwischen Berlin und Hamburg explodierten. Zum Verständnis und zur Erinnerung: Der Transrapid hatte in den 1990er Jahren ein ähnliches politisches Sprengpotenzial wie Atomkraft. Nur, dass der Transrapid noch nicht gebaut war. Verkehrswissenschaftler und grüne Verkehrspolitikerinnen hatten seit der deutschen Wiedervereinigung dafür gekämpft, den Irrsinn Transrapid zu verhindern. Ein Konsortium unter anderem aus Siemens und Stahl-

konzern Thyssen, die Regierung von Kanzler Kohl (CDU) und andere Interessengruppen wollten die 300 Kilometer lange Magnetschwebbahn durchdrücken.

„Transrapid sprengt Kasse – 10 Milliarden für die Trasse“ titelte die taz dann am 9. Oktober 1998 und trat eine mediale und politische Lawine inmitten der Koalitionsverhandlungen von SPD und Grünen für die erste rot-grüne Bundesregierung los. Wir legten mit dem Inhalt eines weiteren Gutachtens aus Kreisen der Bahn AG nach, zwei Wochen später stürzten die Aktienkurse von Thyssen, und die rot-grünen Koalitionäre einigten sich, dass der Transrapid nicht gebaut werde.

Danke Klaus, für alle deine Geschichten, die du auf die Titelseite und zum Tagesgespräch gemacht hast, für deine moralische Klarheit und dein journalistisches Ethos. Ich wünsche dir Zeit für Flüsse und Kanus, Wandern, Wege und die Geschichten, die du noch erzählen willst.

„Der geborene Blattmacher!“

Klaus' Abschied und das Ende der gedruckten Zeitung bedingen sich gegenseitig, sagt seine langjährige taz-Gefährtin Heike Gerhold

klaustaz: Heike, wie lange arbeitest du jetzt mit Klaus zusammen?

Heike Gerhold: Seit 1999 arbeite ich direkt mit Klaus zusammen, doch seit Ende 1987 hatte ich viel mit ihm zu tun, als ich für die Produktionskontrolle zuständig war. Damals mussten die Seiten noch einzeln ausbleicht werden und die Abläufe waren ziemlich rigide. Da war ich immer die Heike, die die Peitsche schwingt – manchmal musste ich mit einer ganzseitigen Anzeige bei Überziehung der Produktionszeiten drohen. Bei Klaus musste ich das aber nie, der hatte die Abläufe einfach besser im Blick als andere. Wie bei allem konnte man sich auf ihn einfach verlassen. Wenn ich rübergegangen bin und gesagt habe: Leute, wir stürzen ab, dann hat er auf seine ruhige Art den Leuten Druck gemacht.

Erinnerst du dich noch an euer erstes Zusammentreffen?

Ich kam Ende 1987 mit von der Sonne ausgebliebenen Haaren aus Griechenland zurück nach Berlin und heuerte bei der taz an. Damals war Klaus schon da, aber hatte er da noch dunkle Haare? Ich erinnere mich nicht, den Schnurrbart gab es aber auf alle Fälle schon

Was verbindet Euch neben der taz?

Wir waren Rätselfreunde. Er hat immer das schwere SZ-Rätsel gemacht, zu meiner Denke hat eher das „Um die Ecke gedacht“ im *Zeitmagazin* gepasst. Irgendwann kam er mal rüber mit einer Frage zum Zeiträtsel. Wir wussten das voneinander.

Wann gab es Konflikte?

Eine bleibende Erinnerung für mich als jahrelange Meldungsmacherin war die Israel-Palästina-Frage. Je nachdem wer gerade CvD der Seite 2 war, stand über Meldungen aus der Region ein anderes Stichwort: War Georg Baltisen zuständig, musste ich Palästina-Meldungen machen, war Klaus da, stand Israel drüber. Das war einfach ein Klassiker. Ich habe oft innerlich gekichert, aber nie mitgekriegt, dass darüber offen gestritten wurde.

Was kann Klaus besonders gut?

Klaus hat immer wieder auf den letzten Drücker eine Meldung ausgetauscht, das war dann meist die Meldung, mit der am Abend die Tagesschau aufmachte. Da habe ich immer gestaunt, was für ein Gespür für das Wichtige er doch hat. Er ist der geborene Blattmacher! Im Print-Sinn. Das Digitale liegt ihm glaube ich weniger.

Gibt es auch etwas, das Klaus überhaupt nicht kann?

Er ist nicht sonderlich technikaffin. Manchmal ruft er mich an und findet die Suchfunktion seiner Mails nicht oder ähnliches. Dann versuch ich das mit ihm zu lösen. Klasse finde ich, wenn er sich morgens bei zoom einloggt und „redakteurin“ heißt.

Wie wird die taz ohne Klaus sein?

Das ist eine Grundsatz- und Lebensfrage. Es wird weniger ausgeglichen zugehen. Mit weniger Weitsicht. Da fehlt in Debatten das Regulativ. Aber ich denke, man wird im Nachhinein erst richtig feststellen, was man verloren hat.

Interview Sunny Riedel

Klaus und Imelda

Der bodenständige Chef vom Dienst und die zwielichtige philippinische Schönheitskönigin mit dem Schuhtick – hat es gefunkt, als Klaus Asienredakteur der taz war?

Von **Sven Hansen**

Die korrupte philippinische Diktatorengattin Imelda Marcos hatte einen Schuhtick. Das war daran zu erkennen, dass sie 1986 bei der Flucht mit ihrer Familie aus Manilas Präsidentenpalast 3.000 Paar Schuhe zurückgelassen haben soll. Der bodenständige Klaus, ein sehr geschätzter, gut informierter, äußerst erfahrener und mit einer Ausnahme stets konstruktiv argumentierender Kollege, hat keinen Schuhtick. Aber er hat sicher einen Imeldatick. Denn Imelda geht bei ihm immer.

Diese einstige Schönheitskönigin, die mit Gesang und Theatralik als außenpolitische Wunderwaffe ihres Mannes schon Libyens Diktator Muammar al-Gaddafi und andere Potentaten

um den Finger wickelte, muss Klaus' große Liebe sein. Vielleicht hatte es in der Zeit gefunkt, als Klaus selbst Asienredakteur der taz war?

Kam Klaus in der zweiten Hälfte der 90er-Jahre als Chef vom Dienst zur Planung der Auslandsseiten in unser Ressort,

Wie wär's mal wieder mit einer Imelda-Geschichte? Natürlich mit Foto

rannte ich mit Themenangeboten über die Philippinen bei ihm immer dann offene Türen ein, wenn darin nur die inzwischen längst verwitwete Imelda vor-

kam. Das hatte ich eigentlich gar nicht geplant, aber Klaus legte stets größten Wert darauf, was dann leider wertvolle Zeilen für andere Informationen kostete. Auch bei der Bildauswahl ließ Imelda ihn oft schwach werden – immer wieder schmuggelte sie sich auf unsere Seiten.

Nun sind die Philippinen weit weg und es ist eine bekannte publizistische Methode, LeserInnen mit etwas abzuholen, was sie schon kennen und einordnen können. Imelda wurde so zur Dauerschleife, ganz ähnlich wie die Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi in Myanmar. Deren Namen kann zwar kaum jemand aussprechen, aber ihr Gesicht mit der Blume im Haar kennt jedeR. Imelda wurde durch ihre mediale Präsenz zum Inbegriff für Raffgier, die Lady

aus Myanmar zur asketischen Freiheitsikone.

Zeitweilig wünschte ich, dass Klaus sich doch wenigstens in die Edle aus Yangon verliebt hätte statt in die Kleptokratin aus Manila. Doch spätestens bei der brutalen Vertreibung der Rohingya haben alle gemerkt, dass auch Aung San Suu Kyi eine sehr problematische Machtpolitikerin ist. Myanmars Generäle haben sie unter einem Vorwand inzwischen wieder ins Gefängnis geworfen. Hingegen wurde der Sohn der mittlerweile 93-jährigen Imelda im Mai in den Präsidentenpalast gewählt. Offenbar wurden dabei auch die Wähler erfolgreich mit etwas abgeholt, was sie schon kennen. Klaus, wie wär's mal wieder mit einer Imelda-Geschichte? Natürlich mit Foto.

Umgeben von Schätzen: Die frühere philippinische First Lady Imelda Marcos
Foto: Bullit Marquez/ap, Montage: Aletta Lübbers



Gottverlassen: Zypern in Panik

Ohne Klaus Hillenbrands Berichte droht die Mittelmeerinsel in Bedeutungslosigkeit zu versinken. Demonstranten in Nikosia fordern: „Lass uns nicht allein!“

Weinende Menschen auf den Straßen, wütende Demonstrationen: Auf der jahrelang weitgehend friedlichen Mittelmeerinsel Zypern sind im Januar die größten Unruhen seit dem Waffenstillstand von 1974 ausgebrochen.

Wie Augenzeugen berichten, spitzt sich die Lage dramatisch zu. Die UNO-Friedenstruppen wurden in höchste Alarmbereitschaft versetzt. Die heimischen Sicherheitskräfte sind hilflos und ratlos: „Wir wissen nicht mehr, was wir tun sollen“, erklärte der Regierungssprecher, dem bei einer eilends einberufenen Pressekonferenz immer wieder die Stimme versagte. Bei der Live-Übertragung waren die Sprechchöre auf den Straßen von Nikosia nicht zu überhören: „Lass uns nicht allein!“

Der Regierungssprecher beendete seinen Auftritt mit einem flammenden Appell an die internationale Staatengemeinschaft: „Wenn nicht bald Ersatz für Klaus Hillenbrand gefunden wird, können wir für nichts mehr garantieren.“ Nach der Ruhestandsandrohung des

einzigen Zypern-Berichterstatters der nennenswerten Weltpresse ließen die Solidaritätsadressen aus dem Ausland nicht lange auf sich warten, sie drangen aber nicht zu den aufgewählten Menschen auf Zypern durch. „Keine Sorge“, war von taz-Auslandschef Dominic Johnson gerade noch zu hören, doch der zweite Teil seiner Ausführungen blieb wegen der immer wieder abbrechenden Zoom-Verbindung von Berlin nach Nikosia unverständlich. „Wir werden uns schon um Zypern kümmern“, versuchte ein Gebärdendolmetscher zu übersetzen, doch das konnte die Massen nicht beruhigen. „Don't worry, we will take care of Cyprus, I swear“, tippte Johnson hektisch in den Chat.

Allein, es half nichts. Denn die Zypriot*innen können Mathe und lassen sich nichts vormachen. Nach Hillenbrands Ruhestandsandrohung rechneten sie sofort durch, was sie durch die Einstellung seiner Schreibfähigkeit verlieren würden: Alles. Niemand unter dieser Sonne hatte Zypern in den

letzten Jahrzehnten je Aufmerksamkeit gewidmet – außer Hillenbrand. Und nun kündigte er aus heiterem Levantehimmel seinen Rücktritt an. Eine Katastrophe für Zypern.

Die Zahlen sind unbestechlich und sprechen eine deutlichere Sprache als Johnson an seinem dysfunktionalen Mikro: Laut taz-Archiv berichtete Hillenbrand mindestens 272-mal über die Situation auf Zypern. Das gottverlassene Eiland lag damit in der persönlichen Zuwendungsstatistik des Journalisten weit vor seinem vermeintlichen Lieblingsthema Bahn (114), noch weiter vor seiner eigenen Heimatstadt Köln (64) und sogar deutlich vor seinem allseits bekannten Lieblingsland Israel (220). Wobei hier nur die Namensartikel eingerechnet sind. Als mächtiger taz-Chef vom Dienst schmuggelte Hillenbrand natürlich noch viele weitere Meldungen aus dem Olivenbaumparadies in die Weltöffentlichkeit.

Wer würde sich noch daran erinnern, dass im türkisch besetzten Nordteil die

„Regierung gestürzt“ wurde, wenn Hillenbrand nicht in seinem ersten Zypern-Text 1981 davon berichtet hätte? Keiner hat so oft für Zypern Alarm geschlagen. Auch wenn er meistens so weit weg war wie Karl May von den Apachen, bekam Hillenbrand immer alles mit und schrieb es auf: „Ölteppich treibt auf Zypern zu“, „Eine Insel im Visier der Deutschen“ (2013), „Zypern ruft um Hilfe aus Europa“ (2021).

Hillenbrand begleitete das Schicksal der geteilten Insel immer warmherzig und hoffnungsvoll: „Optimismus vor Beginn der entscheidenden Zyperngespräche“ (2016), „Zypern-Lösung so nah wie nie“ (2016), „Jetzt oder nie!“ (2008).

So weit es seine Zeit erlaubte, reiste Hillenbrand nach Zypern, besonders oft im Herbst, wenn es in Deutschland kalt wurde – natürlich nur zu Recherchezwecken. Er fand „Viele schwarze Schafe auf Zypern (2004) und „Schweizer Verhältnisse im Mittelmeer“ (2002). Doch wer, wenn nicht Hillenbrand, der patenteste Zypern-Kenner aller Zeitun-

gen, könnte jemals eine „Patentlösung für die Insel“ (2002) finden?

Nun herrscht Panik auf der Insel: „Zypern steht kurz vor Schluss ohne Plan B da“ (wie 2013), ja, man kann es nicht anders sagen: „Zypern steht allein“ (wie 2006). Oder gibt es doch noch eine Chance? Aus gut informierten Ferienhauskreisen hieß es kurz vor Redaktionsschluss, Hillenbrand sei kürzlich auf der Insel gesehen worden. Das kann nur eines bedeuten: Hillenbrand erhört das Flehen, lässt seine Herzensinsel nicht im Stich – und hat sicher schon ein neues Thema entdeckt, das der Welt berichtet werden muss. Zypern kann erst einmal durchatmen. (Ikw)

prarie

CYPERN, POLIS, SEPTEMBER 01

Ich habe Euch Bücher verliehen: 1. Im Fadenkreuz der NATO und (an 2 Frauen, eine davon aus Witten (?)): Israel-Reiseführer. Bitte zurückgeben! K. Hillenbrand, Bendestr. 10, 1000 Berlin 44, ☎ 030/626 45 66. Geniert Euch nicht, sondern ruft an!



Schönen Ruhestand! Zeichnung: Max Wallraff

debatte

Kleben darf kein Tabu sein

Klaus Hillenbrands geplanter Ruhestand ist inakzeptabel und stürzt die taz samt Meinung in die Krise. Die Letzte Generation Klaus-Kolleg*innen muss handeln

Klaus Hillenbrands anvisierter Ruhestand ist unverantwortlich, völlig unnötig und überaus unmodern. Wir können diesem Ansinnen nicht zustimmen und fordern die sofortige Revidierung der Entscheidung.

Erstens müsste in einem von einer Fortschrittregierung geführten Land das gefühlte Alter entscheidend sein und nicht das formale Renteneintrittsalter. Dafür wurde ja auch die schöne Flexi-rente geschaffen: Jeder soll auch länger arbeiten dürfen, wenn er beispielsweise seine hilflosen und sehr, sehr, sehr traurigen Kolleg*innen nicht im Stich lassen will. Entweder geht man in Rente und arbeitet weiter, womit man zusätzliche Rentenpunkte sammelt. Das ist für Hillenbrand mit

Wer soll jetzt bitte sonntags, wenn niemand ein Thema, geschweige denn Ideen hat, die Kommentare schreiben?

seiner taz-Rente ein geradezu überlebenswichtiger Aspekt. Oder aber man schiebt das Renteneintrittsalter hinaus. Einfach mal bei der Rentenversicherung anrufen und sich erkundigen: 0800-1000-4800.

Zweitens droht mit dem Verlust von Hillenbrands Dazwischenquatsch-Habitus und der Ich-rauchebis-der-Arzt-kommt-Einstellung für die taz eine elementare Gefahr: Das Anarchische und Spontihafte unseres taz-Biotops droht zu verschwinden. Und da alles mit allem zusammenhängt, wäre das eine Katastrophe.

Unverantwortlich ist es auch deshalb, weil sich keine lebende tazlerin und kein lebender tazler an eine taz ohne Klaus Hillenbrand erinnern kann. Sein Rückzug würde die Zeitung in eine existenzgefährdende Identitätskrise mit unabsehbaren und zweifellos schrecklichen Folgen stürzen. Wir könnten tatsächlich die Letzte Generation mit Klaus sein und Kleben darf folglich kein Tabu mehr sein.

Außerdem: Wer soll bitteschön sonntags, wenn de facto niemand ein Thema, geschweige denn eine Idee hat, Kommentare schreiben? Und zwar egal zu welchem Thema? Egal in welcher Länge? Die Montagsausgabe müsste unübertrieben regelmäßig mit weißen Flecken erscheinen. Ist das etwa das verantwortbare Ende eines langen und unendlich schönen taz-Berufslebens, Klaus Hillenbrand?

Wer soll darüber hinaus die Erinnerung publizistisch wachhalten? Die letzten Überlebenden aus den Konzentrationslagern, die zusehen mussten, wie ihre Familien in die Gaskammern gingen, oder die, die jahrelang im Versteck ausharrten, finden Gehör, und Klaus schreibt jedes Wort auf. Auch jene, die – wenn auch mit unsäglicher Verspätung – doch noch zur Verantwortung gezogen werden, geraten durch Klaus' unermüdete Be-

richterstattung in die taz, die damit zum Zeugnis ihrer schrecklichen Vergehen wird und die damit Teil hat an der historischen Dokumentation, damit später nachzulesen ist, was damals passierte. Geschichtslektion aus erster Hand.

Gegen den Strom schwimmend, das Augenverdrehen der KollegInnen über den Bericht von noch einem Prozess gegen noch einen Hundert- oder fast Hundertjährigen ignorierend, sich gegen den um sich greifenden Überdross zur Wehr setzend, bleibt Klaus dem Thema verpflichtet, von dem immer weniger Menschen hören wollen und die verpassen, was nur noch jetzt möglich ist: den Stimmen zuzuhören, die bald verstummen. Kurzum: Dafür wurde die taz gegründet und deshalb kann Klaus auch nicht in Rente gehen.

An dieser Stelle ist nun die Frage angebracht: Was verspricht sich der Kollege, der innerlich ja quasi höchstens 40 ist, denn eigentlich vom Ruhestand? So lecker Essen wie in der taz-Kantine gibt es schließlich nirgendwo auf der Welt. Und nirgendwo werden Männer mit Schnurrbart so liebevoll versorgt wie im Erdgeschoss dieses ganz besonderen Hauses.

Womöglich hofft Klaus, ausgiebig seinem Hobby zu frönen: seinem Zweirad. Doch auch diese Pläne sind ja nicht wirklich zu Ende gedacht: Der Radsport als schweißtreibende Freizeitbetätigung entfaltet nur dann seine volle gesundheitsfördernde Wirkung, wenn er als Ausgleich zu einem bewegungsarmen Büroalltag betrieben wird. Auch die mit der Partnerin genossenen Stunden der ungestörten Zweisamkeit beim stundenlangen Auf- und Abstrampeln sind längst nicht mehr so kostbar, wenn man ruhestandsbedingt ohnehin den ganzen Tag aufeinanderklebt.

Die Schönheit von, sagen wir, Wasserburg am Inn oder Salzburg lässt sich noch besser genießen, wenn man sich Hunderte Kilometer von der Redaktion und einige Funklöcher entfernt von den telefonischen Nachfragen der Kolleg:innen zu Zeile zweihundertdreißig und -einundfünfzig der Nahaufnahme entfernt weiß.

Und noch wichtiger: Eine richtig schöne Raucherpause braucht auch einen Arbeitsalltag! Nach erfolgtem Redigat eines Zweiseiters, der Themenabsprache mit einem widerborstigen Korrespondenten und einem schnellen knackigen Kommentar für die Meinungsredaktion kurz mit der Auslandskollegin auf den Balkon zu gehen, ist allemal befriedigender, als nach Stunden der Zeitungslektüre mit der Kaffeetasche auf der Hand kurz auf den ... ach so, es wird ja ohnehin überall in der Wohnung geraucht. Eben das ist das Problem: ein Gefühl der Befriedigungsinflation, gepaart mit ordentlich Lungenschmerzen, dürfte sich alsbald einstellen.

Um all das zu verhindern, ergeht folgender Vorschlag: Wir kleben uns einfach an Klaus fest. Wir dürfen nicht die Letzte Generation mit Klaus sein. Oder, um den alten taz-Werbeslogan, zu recyceln: Ohne Klaus? Ohne mich!

Nina Apin, Susanne Knaut und Silke Mertins sind Meinungsredakteurinnen der taz und am Rande der Verzweiflung.

Klaus Hillenbrand über sein Lieblingsthema Israel (2019)

Anstrengend, aber großartig

Demokratie hat den Nachteil, eine mühsame Angelegenheit zu sein. Das kann bisweilen zu quälenden, ja schier endlosen Prozessen führen, die vom Wahlvolk viel Geld erfordern. In Belgien mühen sich Flamen und Wallonen seit dem letzten Mai darum, eine funktionierende Regierung zu bilden. Nun interessieren sich die wenigsten Nichtbelgier für dieses schöne Land, deshalb wissen auch nur die wenigsten von den Mühen belgischer Politik.

Israel interessiert natürlich jeden, weil ..., ja warum eigentlich? Egal. Jedenfalls schlägt dieses kleine Land im Nahen Osten die Belgier locker, denn dort wurden seit Anfang April sogar zwei Parlamentswahlen abgehalten, ohne dass man einer Regierungsbildung irgendwie näher gekommen ist.

Die Gründe dafür sind, wie immer in Israel, ausgesprochen kompliziert – ein Parlament mit vielen kleinen Parteien, die ihre Ziele umsetzen wollen, die Araber in der Knesset, mit denen niemand so recht will, die religiösen Parteien, die mit allen wollen, und ein

gewisser Avigdor Lieberman, der alles will. Vor allem aber geht es um den der Korruption höchst verdächtigen Benjamin Netanjahu, der unbedingt weiterregieren möchte, weil das wesentlich schöner ist, als im Knast zu sitzen, und um den bisherigen Oppositionsführer Benny Gantz, der auch regieren möchte, aber bloß nicht zusammen mit Netanjahu. In den nächsten 28 Tagen hat nun nach Netanjahus Scheitern Gantz die Chance, eine Mehrheit zusammenzubekommen. Es ist absehbar, dass er das nicht hinbekommt.

Wenn aber – diese These sei erlaubt – eine funktionierende Demokratie sich durch nicht enden wollende, kaugummiartige Verhandlungen besonders auszeichnet, dann befindet sich Israel auf dem besten Weg zur großartigsten, leider aber auch anstrengendsten Demokratie der Welt. Und es gibt noch mehr Vorteile: Israel-Kritiker haben plötzlich keine Adresse mehr, an die sie ihren Hass richten können. Philosemiten fragen sich irritiert, was aus diesem früher so ordentlichen Land geworden ist. Deshalb: Weiter so!

Klaus Hillenbrand über sein Lieblingsthema Bahn (2017)

Billiges Bahn-Bashing

Es gibt in Deutschland drei Behauptungen, mit denen sich jederzeit tosender Applaus einholen lässt. Erstens: Die da oben machen sowieso, was sie wollen. Zweitens: Die Fußball-Bundesliga wird immer langweiliger. Und drittens: Die Bahn ist doof. Diese populistischen Selbstläufer funktionieren auch deshalb so gut, weil an allen drei Thesen schon etwas dran ist. Wahlversprechen bleiben liegen, Bayern München dominiert den Fußball, und die Bahn fährt nicht immer so, wie man sich das wünschen würde.

Dann gibt es die Grünen. Die sind auch deshalb gegründet worden, um aufklärerisch zu wirken. Deshalb bemühen sie sich erstens um ein differenziertes Bild des Politikbetriebs. Zweitens zählt das Kommentieren der Bundesligatabelle nicht zum Kerngeschäft dieser Partei. Wohl aber kümmern sich grüne Abgeordnete, drittens, intensiv um Verkehr und Infrastruktur.

Richtig so, wollte man sagen – bis einem die Mitteilung von Fraktionsvize Oliver Krischer auf den Schreibtisch flattert. Krischer hat nämlich entde-

cken lassen, dass die Bahn auf der Neubaustrecke Berlin–München Verspätungen ohne Ende einfährt. Nur 94 Züge hätten bis zum 18. Dezember planmäßig ihr Ziel erreicht, 195 seien dagegen zu spät angekommen – was für ein Skandal! Deshalb sei „gehörig etwas faul“ im Staatskonzern Bahn, erklärt Krischer exklusiv der *Bild*-Zeitung, die das zum Dank auf ihrer Seite eins abdruckt.

Bei näherer Betrachtung stellt sich allerdings heraus, dass die Verspätung von 70 Zügen der monierten 195 bei unter sechs Minuten lag. Dass die Bahn auf der Strecke gehörige Probleme hat, ist auch nicht gerade eine neue Erkenntnis. Dass die Zahlen schon 14 Tage alt sind, sagt wenig bis nichts über die aktuelle Lage auf der Strecke aus.

Eine Nullmeldung also, durch die Oliver Krischer für fünf Minuten berühmt geworden ist; und wegen der nun wieder mehr Menschen ins Auto steigen werden, um – selbstverständlich ohne jede Verspätung – von München nach Berlin zu reisen. Die taz gratuliert zu diesem ökologischen Coup.

die dritte meinung

Rauchzeichen von Eberhard Seidel

Ich lernte Klaus 1997 kennen. Damals wurde mit Zeitungen wahnsinnig viel Geld verdient, nur nicht in der kleinen taz. Die darbe wie gewohnt vor sich hin. Also fing ich an, hier zu arbeiten. Die Stimmung war aufgeladen. Und schon bald wurde (mal wieder) die Chefredaktion ausgewechselt, das Blatt reformiert. Viele gingen.

In all diesem Trubel des Hin und Her thronte stoisch hinter zwei Bildschirmen und von einer dichten Tabakwolke umhüllt Klaus wie in einem Cockpit. Um 8:15 Uhr checkte er mit zwei Packungen Zigaretten ein. Bis 18:30 Uhr hat er diesen Platz dann nicht mehr verlassen. Er verfolgte die weltweite Nachrichtenlage und rauchte. Rauchte, plante und dirigierte die Redaktion. Nikotin schärfte seine Sinne. Ein Segen für die taz, die dem Nikotin und den Menschen hinter dem Rauch historisch viel zu verdanken hat. Aber das ist eine andere Geschichte.

Klaus hatte ein sicheres Gespür, was wichtig ist und was eben nicht – für die Leser*innen, für das Profil der Zeitung. Wenn nötig, kippte er in kürzester Zeit bereits fertig produzierte Seiten aus dem Blatt, stampfte neue Schwerpunktsseiten aus dem Boden. Wenn es sein musste, auch im Dutzend. Wie an

9/11 und in den Monaten danach, in Momenten, in denen es sich zeigt, wer es draufhat und wer eben nicht.

Klaus hatte es drauf. Wenn gleich ihn außerhalb der taz kaum jemand kannte, er nie im Fernsehen auftrat, auf keinem Podium schlaumeierte, sich an keiner der hausinternen Intrigen beteiligte, an keinem der vielen alkoholgeschwängerten taz-Gelage, bestimmte er über Jahrzehnte maßgeblich den Auftritt und die Inhalte der taz. Chefredakteur*innen kamen und gingen. Im Dutzend. Klaus ist geblieben.

Den Menschen hinter Klaus kenne ich wenig. Ich weiß nur, dass er als Kollege die besten aller linken Tugenden in sich vereint: Solidarität, Freundlichkeit, Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit, Loyalität, Mut, Bescheidenheit, Unbestechlichkeit und Hingabe.

Mein persönlicher Dank an Klaus: In den späten 90ern öffnete er mir die taz für eine Berichterstattung über den Islamismus in Deutschland, die zunächst auf Missfallen der woken Fraktion (ja die gab es schon damals, nur anders) und auf allgemeines Desinteresse stieß.

Und vielen Dank für die vielen tausend Zigaretten, die wir gemeinsam rauchen konnten, bevor diese Welt ein für alle Mal unterging.

Eberhard Seidel schreibt seit 1983 bis heute für die taz, war von 1997 bis 2002 Redakteur der Meinungsredaktion, Chef des Inlandressorts und Mitglied des Vorstands. Heute Geschäftsführer von „Schule ohne Rassismus“.



Boomer in der Brandung

Männlich, weiß, respektvoll: Diverse Überlegungen zu einem Blattmacher alter Schule

Von **Sunny Riedel**

35 Jahre lang steuerte er das taz-Schiff durch ein Meer von Weltlagen, Bundestagswahlen, Attentaten und Bürgerkriegen, unbeirrt von internen Streitereien, vorbei an emotionalen Ausbrüchen, an Szenen und Geschrei. Das Tages-thema hatte er nicht abonniert, dafür hielt er den Ticker stets fest im Blick, begegnete aber jeder Nachricht mit gesunder Skepsis.

Erzählte man ihm von einem weltbewegend wichtigen Ereignis, dann zog er die buschigen Augenbrauen nach oben, blickte kurz durch die runden Brillengläser zur Seite, erwog, welche Quelle, welcher Hintergrund, welche Absicht dahinter stecken mochten und sagte seine Meinung, die Worte wohlüberlegt setzend, mit stets ausge-

chender einerseits-andererseits-Rhetorik. Manchmal bürstete er einen freundlich, aber sehr selbstgewiss, ab.

Mit der Zeit wuchs in ihm womöglich das Bewusstsein darüber, dass die jungen Kolleg:innen oft vorschnell reagierten, sich leicht von Empörungswellen mitreißen ließen und dramatisierten, er selbst aber mit der ganzen Wucht seiner Erfahrung, seines Wissens und auch seines moralischen Kompasses einen fixen Punkt bot. Das äußerte sich gern mal in beschwichtigenden Sentenzen wie „Da hast du zwar recht, aber“ oder „Da hast du nicht ganz recht“, die Ausdruck einer gefühlten Überlegenheit waren. Ein Boomer aus der Ära des Gatekeeper-Journalismus, der die Interessen junger Leute nicht ganz ernst nimmt? Manchmal fühlte es sich

so an. Diversität, Feminismus, Teilhabe durch inklusive Schreibweisen – fand Klaus wohl auch manchmal ein bisschen überkandidelt. Ein alter weißer Mann im klassischen Sinne, der seinen Standpunkt nicht

Kein Paternalismus von älterem Chef zu jüngerer Kollegin, sondern ehrliche Fürsorge von Mensch zu Mensch

kritisch reflektiert und sich selbst unbewusst zum Maßstab machte?

Ich erinnere mich, wie Klaus mich damals, als ich, schon ziemlich schwanger mit erstem Kind und

ohne Mann, morgens mit meinem viel zu kleinen Mountainbike in die taz gehetzt kam, beiseite nahm und ruhig sagte: „Wenn du Unterstützung brauchst, ruf mich jederzeit an. Ich hab ein Auto, ich kann dich ins Krankenhaus fahren.“ Das war keine Galanterie oder Paternalismus von älterem Chef zu jüngerer Kollegin, sondern ehrliche Fürsorge von Mensch zu Mensch.

Denn Klaus gehört eben nicht zu den Überlaut-Breitbeinigen, zu den geltungsbedürftigen Alpha-Redakteuren, die ihre vermeintliche Überlegenheit kaum zurückhalten können, jeden Satz mit „ich“ beginnen und anderen gern ins Wort fallen, weil sowieso wichtiger ist, was sie selbst zu sagen haben. Dafür hielt Klaus seine eigene Meinung dann doch nicht für alternativlos oder universell genug. Und dafür res-

pektierte er sein Gegenüber auch zu sehr – egal wie irrig ihm dessen Meinung erscheinen mochte.

Manche Phänomene gehen vorbei, ohne große Spuren zu hinterlassen, Modeerscheinungen, Trends, die Klaus nicht wichtig fand. Soziale Netzwerke zum Beispiel. Vielleicht auch Gender-Sternchen, obwohl man fairerweise sagen muss, dass Klaus sich auch nie vehement dagegen gestellt hat, so nach dem Motto: „Das haben wir doch noch nie gemacht.“ Die Emanzipationsbewegung von Millennials, #metoo, radikaler Umweltaktivismus mag ihm wie ein Nest von Eintagsfliegen erschienen sein. Ihre Spuren haben sie bereits hinterlassen. So wie ein gewisser Klaus Hillenbrand die seinen hinterlässt. Mit der Zeit gehen oder ein Fels in der Brandung sein. Beides geht eben nicht.

Warten auf die Raucherpause: Klaus Hillenbrand und taz-Genosse Peter Bethke bei der Redaktionskonferenz zur Sonderausgabe „GenossInnen übernehmen die taz“, 2012
Foto: Wolfgang Borrs

Den NS-Verbrechern immer auf den Fersen

Bei der Aufarbeitung deutscher Vergangenheit ist Klaus drangeblieben wie kein anderer. Niemand in der taz hat mit so viel Wissen und so viel Tatkraft an diesem Thema gearbeitet

Von **Erica Zingher**

Ich bin auf einer Konferenz zur Vernetzung jüdischer Frauen in Frankfurt. Es gibt Häppchen. In den Gemeinderäumen der jüdischen Gemeinde lehne ich etwas gelangweilt an einem Stehtisch, die anderen Teilnehmerinnen tauschen sich miteinander aus. Eigentlich habe ich keine Lust zu reden, bin viel zu erschlagen von stundenlangem Input, überwinde mich dann aber doch noch, auf die Frage meines Gegenübers zu antworten.

Was ich denn beruflich mache?, will die Frau wissen.

Ich bin Journalistin, antworte ich. Sie: Hier in Frankfurt?

Ich: Nein, nein. In Berlin. Ich arbeite für die taz.

Leuchten in ihren Augen. Dann sagt sie: Ich habe die taz noch nie gelesen und über die taz weiß ich eigentlich auch nichts, kenne da auch niemanden. Außer, warte mal, da gibt es doch diesen Klaus Hillenbrand. Kennst du ihn? Ist er dein Kollege? Er ist so wunderbar. Ein großartiger Journalist.

Und dann gerät sie ins Schwelgen, lieber Klaus. Über Deine Arbeit, Deine Expertise. Darüber, dass sie mit einem Anliegen an Dich verwiesen wurde und Du ein offenes Ohr für sie hattest.

Tja, die taz kennen die Leute außer-

halb von Berlin also nicht. Aber dafür Dich. Das sagt doch einiges aus!

Der Umgang mit der deutschen NS-Vergangenheit, allen voran der Umgang der Justiz damit, sind bis zuletzt ein Hauptgegenstand Deiner Arbeit gewesen. Ich habe immer mit sehr viel Bewunderung beobachtet, wie Du durch Deutschland gefahren bist und einige der letzten Prozesse journalistisch verfolgt hast.

Während zahlreiche Medien schon gar keine eigenen Reporter mehr loschicken wollten, um diese doch eigentlich historischen Momente festzuhalten und zu dokumentieren, bist Du drangeblieben. Weil Du verstanden hast, dass es nicht darum ging,

wie hoch die Haftstrafe für einen Angeklagten oder eine Angeklagte ausfiel – während viele Medien nur eine hohe Strafe als Sensation begriffen.

Nein, Du hast verstanden, dass es um mehr ging: Darum nämlich, dass die deutsche Öffentlichkeit sich mit ihrer Vergangenheit und ihren Taten beschäftigt. Auch, wenn bereits 70, 75 oder 77 Jahre vergangen sind. Und darum, dass mit einem Prozess Gerechtigkeit hergestellt und das Leid der Überlebenden anerkannt wird. Für diesen „langen Atem“, den Du dabei immer wieder bewiesen hast, bist Du wohlverdient bereits 2017 mit dem Preis des Journalistenverbands Berlin-Brandenburg ausgezeichnet worden.

Lieber Klaus, auch wenn ich Dir selbstverständlich Deinen Ruhestand gönne, macht es mich doch traurig zu wissen, dass Du gehst. Du wirst uns menschlich fehlen: Deine Offenheit, Dein Humor. Und Du hinterlässt in der taz eine große, inhaltliche Lücke.

Wer wird so treffend wie Du über den Umgang mit Antisemitismus in Deutschland in unserer Zeitung schreiben können? Wer kann auf so ein großes zeitgeschichtliches Wissen zurückgreifen und darüber schreiben? Außer Dir fällt mir da kaum jemand ein. Vielleicht überlegst Du es Dir noch einmal mit dem Ruhestand?

Denn die taz ohne Klaus Hillenbrand, die gibt es eigentlich nicht.

Lächelnde Schärfe

Von **Dirk Knippahls**

Als Carlo Ingelfinger in Rente ging, 2014 war das, hat Klaus über ihn in der taz ein kleines Porträt geschrieben. Carlo und Klaus – als ich 1999 nach Berlin kam, waren die beiden das CvD-Team der taz, die heimlichen Chefredakteure, meinten manche. Im Tagesgeschäft jedenfalls die wichtigste zentrale Instanz in einer sonst sehr in ihre einzelnen Wirkungsbereiche aufgeteilten Redaktion. Ich habe den beiden – ob ich mit ihren Entscheidungen und Themensetzungen nun einverstanden war oder nicht – immer einfach gerne zugehört. Vor allem dann, wenn sie verschiedener Meinung waren. Grundgegensätzlich die beiden. Klaus rheinisch-kölsch, Carlo schwäbisch. Eher schmunzelnd Klaus, mit einer meckern den Lache gesegnet Carlo. Und doch gehörten sie irgendwie zusammen. Und zwar auch dann, wenn sie einander widersprachen.

Das können nicht alle, schon gar nicht im alten West-Berlin – legendär die großen Streits gerade in der Anfangszeit der taz, die zu persönlichen Verwerfungen und journalistischen Kämpfen führten –, aber sie konnten es gut. Es war immer klar, egal wer nun heute recht hatte und sich durchsetzte, morgen würde auch wieder eine Zeitung gemacht werden, und dann werden die Karten neu gemischt. Sich in gegenseitigem Respekt streiten, das war wichtig, dass sie zumindest es konnten.

Carlo ging für die letzten acht Jahre seines beruflichen Wirkens zu *Spiegel Online*, Klaus blieb die ganze Zeit bei der taz, holte sich allerdings über das Schreiben von Büchern ein zweites Standbein. Das flößt mir Respekt ein. In dem Ingelfinger-Porträt steht auch der Satz: „Das war natürlich Unsinn.“ Auch damit widerspricht er Carlo, der Satz bezieht sich auf dessen Behauptung, andere könnten besser schreiben als er. „Das ist natürlich Unsinn“ – genau diesen Satz sagte Klaus auch immer mal wieder auf Konferenzen. Aber er sagte ihn immer so irgendwie dabei leise lächelnd, dass die Schärfe des Urteils blieb, aber keine Verletzung dabei aufkam.

Auf dem Fahrrad

Von **Tania Martini**

Ich weiß nichts über Klaus. Nichts, was über seine klugen Texte und klugen Wortbeiträge hinausginge. Dabei habe ich über 250 E-Mails von ihm in meinem Postfach. Das sind über 50 Prozent mehr als von meiner besten Freundin. Manchmal begegnet mir Klaus in der Nähe meiner Wohnung auf dem Fahrrad. Grüßen tut er mich nie. Ich glaube, er sieht mich nicht, nicht einmal dann, wenn ich die einzige Person bin, die nah an ihm vorbeiläuft. Ich habe mich daran gewöhnt und denke immer, ah ja, der Klaus auf seinem Fahrrad, jetzt sieht er mich wieder nicht. Ab heute, da ich seine E-Mails gezählt habe, denke ich wahrscheinlich, ah ja, der Klaus auf seinem Fahrrad, jetzt sieht er mich wieder nicht, obwohl er mir schon über 250 E-Mails geschrieben hat. Das klingt jetzt vielleicht nach Kritik. Ist es aber nicht! Im Gegenteil. In Zeiten, in denen man von Individualität geradezu penetriert wird und alle ihre Subjektivitäten wie verdiente Pokale vor sich hertragen, empfinde ich das diskrete Ausklammern ebensolcher als sehr charmant. Und elegant.

Kritisch und sanft

Von **Sophie Jung**

lange arbeite ich noch nicht in der Redaktion der taz, erst seit ein paar Monaten. Und in diesen dringt die Pandemie noch bis zum Schreibtisch vor. Das heißt: Klaus Hillenbrand kenne ich vor allem digital. Über die Lektüre seiner kenntnisreichen und zugänglich geschriebenen Texte im ePaper, die wirklich geschmeidige Bearbeitung dergleichen während der Zeitungsproduktion und vor allem von den morgendlichen Redaktionskonferenzen. Während dieser, im virtuellen Raum von Zoom, gern mit Zigarette und dem charakteristischen, von der Digitalkamera scharf konturierten Schnauzer, ist Klaus Hillenbrand eine Instanz. Sie ist so kritisch wie sanft. Er hört aufmerksam zu und lässt dann das Gehörte besonnen, präzise und meistens ziemlich berechtigt noch einmal durch seine eigene Korrektur laufen. Ich mag seine thematische Offenheit als Redakteur, seinen scheulosen Griff zu Low und High, seine Nähe zu Kultur, schreibt die Kunstredakteurin. Wie schade nur, dass ich kaum mit Dir, Klaus, zusammengearbeitet habe.

Das Thementrüffelschwein

Der Mann ist ein Über-CvD: Habe ich ein Thema entdeckt, hat Klaus schon drei Tage zuvor eine Nahaufnahme bestellt, die kurz darauf erscheint. Er ist einfach zu schnell

Von **Ulrich Gutmair**

Klaus sehe ich meist in der taz, früher in echt, heute im Zoom. Er hat aber nicht so gutes Internet. Dabei sieht er selber sehr gut aus auf Bildschirmen, das liegt an seinem Schnauzer, dessen Farbe – weiß, das strahlt sehr schön auf dem Screen! – mit seinen Haaren korrespondiert. Klaus könnte sehr

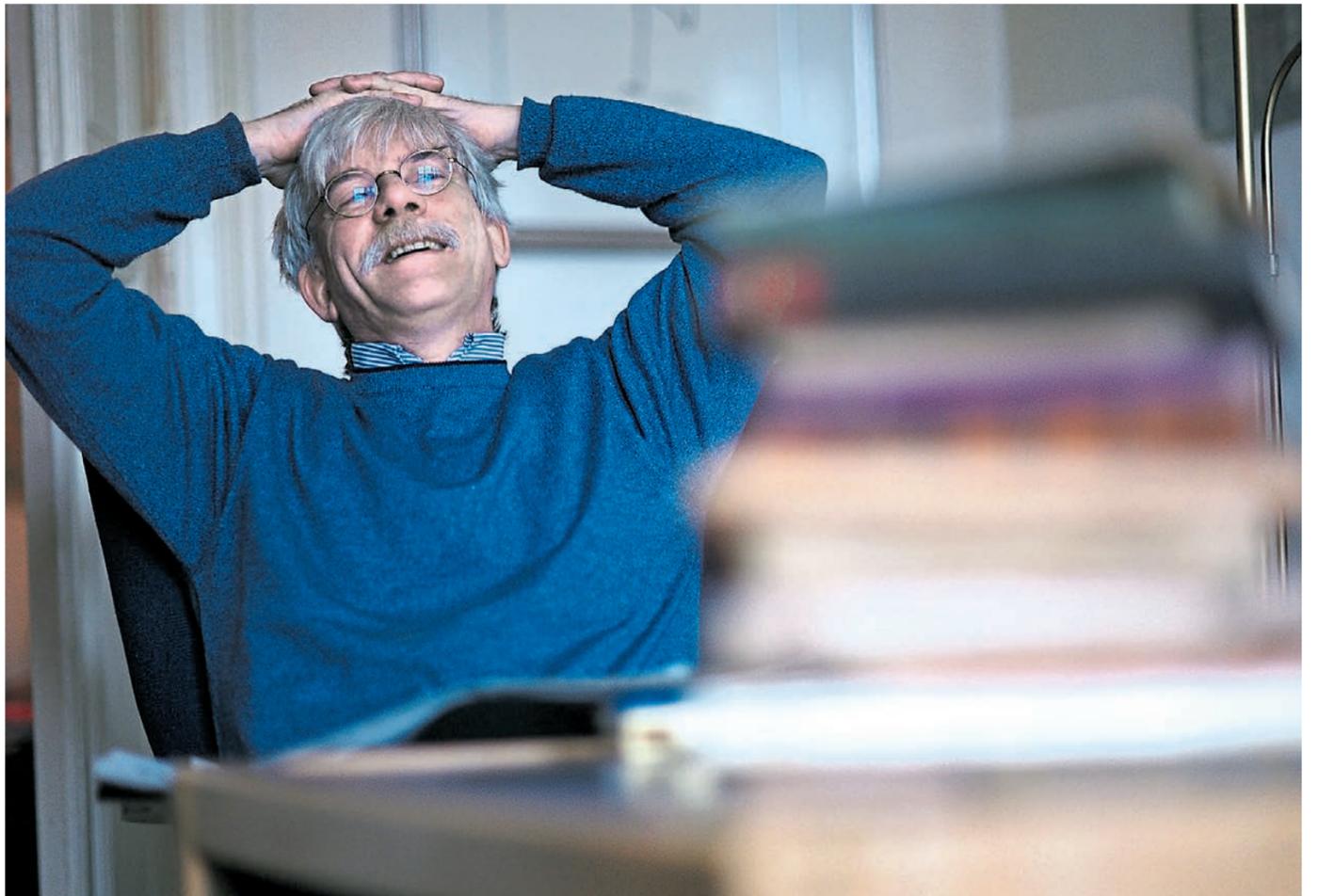
Analog eher lässig, digital mit instabiler Internet-Verbindung
Foto: Santiago Engelhardt

gut karikiert werden, weil er einen Charakterkopf hat, aber ich schweife ab. Seine Internetverbindung ist oft instabil, man kann ihn kurioserweise gut sehen, aber nicht gut hören. Daher spreche ich lieber mit ihm von Angesicht zu Angesicht, oder ich rufe ihn an. Wenn ich direkt mit ihm kommuniziere, dann meist, weil ich als halber Wochenendmensch von ihm wissen will, ob ich ein bestimmtes Thema auf die Seiten bringen kann. Meis-

tens hab ich Pech, wobei Pech eine Schicksalhaftigkeit suggeriert, die mir schmeichelt und Klausens Performance mindert.

In Wahrheit ist es so: Meistens war ich zu langsam, denn Klaus ist sehr schnell. Wenn ich ein Thema entdecke, hat Klaus bereits vor drei Tagen eine Nahaufnahme bestellt, die dann übermorgen auch schon erscheint. Klaus ist ein Über-CvD. Ich hatte darüber schon gelesen, dass Klaus ein Thementrüffel-

schwein ist, bevor ich angefangen habe, bei der taz zu arbeiten. Manchmal treffe ich Klaus zufällig draußen in der Stadt bei einem Termin. Dann ist es nicht anders. Der neue israelische Botschafter etwa hält eine Rede, wovon aber nur zwanzig Leute wissen, auf dem Bebelplatz, denn der Vater war Berliner. Als ich ankomme, wer ist schon da, Block in der Hand? Klaus, du bist zu schnell für mich.



Et ess, wie't ess

Von **Tim Caspar Boehme**

Wenn man im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek die Liste der von Klaus Hillenbrand publizierten Bücher aufruft, kommt man auf acht Titel aus seiner Feder. Das 2008 im Jüdischen Verlag erschienene „Nicht mit uns“ über das Überleben von Leonie und Walter Frankenstein im Untergrund während des NS-Zeit wurde zudem ins Schwedische übersetzt. Das ist bei Zeitungsredakteuren alles keine Selbstverständlichkeit. Der Großteil seiner Bücher und Zeitungsartikel widmet sich dem Thema NS-Ge-

schichte. Seine Texte hält er stets nüchtern und kenntnisreich, ob historischer Essay, Buchrezension oder Ausstellungsbesprechung. Erfreulich nüchtern zudem seine Kommentare für die Zeitung, wie jüngst der zur „Letzten Generation“. Wo manche Kollegen wild herumzufucheln begannen, ging er mit klarem Blick der Sache auf den Grund, nicht den, an dem sich junge Leute festkleben, sondern einer der Grundvoraussetzungen der ganzen Aufregung: der Aufmerksamkeitsökonomie. Ob ihm die Aufmerksamkeit, die ihm nun in eigener Sache zuteil wird, geheuer ist? Eine denkbare Reaktion könnte lauten: Et ess, wie't ess.

Kein Leben ohne Bücher

Von **Andreas Fanizadeh**

Eine Büchersammlung ist mehr als nur eine Ansammlung von Büchern,“ schreibt Klaus Hillenbrand. Und dies in einem Text für das Kulturreport der taz im Jahre 2008. Denn, so Klaus, eine Büchersammlung „spiegelt das Leben ihres Besitzers wider, seine privaten wie beruflichen Interessen, seine Brüche, Vorlieben und Marotten“. Für manche mag sich dies – aus der Perspektive des digitalen Medienzeitalters – anachronistisch anhören.

Doch im übertragenen Sinne einer Schrift Walter Benjamins etwa ist die Überlegung durchaus aktuell: Nichts, was sich jemals ereignet hat, ist für die Geschichte (oder die Erinnerung daran) verloren zu geben. So formulierte es Benjamin 1940. Denn sonst, so der Gedanke, würde auch die schlechte Herrschaft über Gegenwart und Zukunft triumphieren. Ganz so wie Putin es heute für die Ukraine gerne hätte, wo eines der russischen Kriegsziele es ist, die materielle Erinnerung an ukrainische Kultur für immer auszulöschen.

Klaus Hillenbrand rezensierte 2008 für die taz Kulturseiten den – wie er urteilte, „sorgfältig edierten“ – Sammelband „Wie würde ich ohne Bücher leben und arbeiten können? Privatbibliotheken jüdischer Intellektueller im 20. Jahrhundert. Ein Buch über Bücher und ihre Besitzer“. Die Ermordung der europäischen Juden ging mit der Vernichtung ihres Kulturguts einher, schrieb er. Auch, dass sich Walter Benjamin auf der Flucht vor den deutschen Nazis 1940 an der französisch-spanischen Grenze umbrachte. Damit endete Klaus' Rezension.

Anzufügen wäre jedoch: Benjamins Manuskript „Über den Begriff der Geschichte“ wurde gerettet. Es fand dank Hannah Arendt den Weg ins amerikanische Exil. Und von dort später wieder zurück nach Hause. Benjamins Thesen beeinflussten so die Kritische Theorie, die Neue Linke und eine neu entstehende Publizistik in der Bundesrepublik. Klaus Hillenbrands Artikelsammlung ist denn auch sehr viel mehr als nur eine Ansammlung von Artikeln.

Das gute Gefühl

Von **Elke Eckert**

Lieber Klaus, Du bist seit 40 Jahren bei der taz, ich seit 28 Jahren. Dass ich in die taz gekommen bin, habe ich Dir zu verdanken. Und meiner Freundin Annabel. Die hat in der taz ein Praktikum gemacht und wurde dann wegen der kurzfristigen Absage ihres Nachfolgers gefragt, ob sie zwei Monate verlängern würde. Weil sie nicht konnte, bin ich eingespungen. So einfach kommt man manchmal zu einem Praktikum und dann zu einem Job. 1994 fand die vierte Europawahl statt. Damit es nicht so langweilig wird mit der Berichterstattung, beschloss das Inlandsressort, eine Serie zu den Kleinstparteien im Europawahlkampf zu machen. Ich bin heute noch sehr stolz darauf, diesen Auftrag bekommen zu haben. In Berlin gab es natürlich alle diese Kleinstparteien, und so machte ich mich jeden Tag auf den Weg, eine von ihnen zu besuchen: „Partei der Arbeitslosen und Sozial Schwachen“, „Partei der Bibeltreuen Christen“, „Naturgesetzpartei“, „Die Unregierbaren – Autonome Liste“ und „Die Autofahrer- und Bürgerinteressen Partei Deutschlands“ hießen die Mini-Parteien. Ihre Anhänger würde man heute wohl teilweise als Querdenker bezeichnen, so skurril waren ihre politischen Ziele. Dass ich als journalistische Anfängerin diese vielbeachtete Serie machen durfte, ist Deinem Vertrauen und Deinem Engagement zu verdanken. Du hast mich in der Praktikumszeit super betreut und mir das Gefühl gegeben, dass ich an dem Ort angelangt bin, zu dem ich hinwollte. Vielen Dank dafür, und schön, dass Du bis zur Rente ausgehalten hast – das schaffen nicht viele in der taz, und Du hattest bestimmt auch Angebote, die lukrativer waren

Der Steuermann geht von Bord

Sonnenuntergang bei der taz: Klaus Hillenbrand hört auf. Niemand lenkte so lange uneitel engagiert die Zeitung. Doch es gibt Hoffnung, weil er weiter schreibt – mit klarem Kompass, aber offen für fast alles

Von Lukas Wallraff

„Na, wie hoch hat der FC verloren?“ – „Nicht ganz so hoch wie der Club!“ Ach, ich vermisse sie schon jetzt, unsere immer gleichen bitter-süßen Dialoge, unser geteiltes Leid am Sonntag- oder Montagmorgen.

Was auch immer auf der Welt gerade los war, erst einmal mussten unsere jüngsten Niederlagen abgeglichen werden. Klaus' heimatverbindende Kölner und meine Nürnberger Fußballdilettanten haben selten was zu lachen, sie übertreffen sich nur in Negativrekorden. Und darüber lachten wir dann immer beide. Das tat gut.

Wie es überhaupt gut tat, Klaus bei der Arbeit neben sich zu haben. Denn er hat in jeder Hinsicht Sportgeist – nicht nur bei seinen Hobbys Radfahren und Paddeln. Klaus ist treu, aber nicht fanatisch. Er ist ehrgeizig, aber ganz und gar uneitel, äußerlich und innerlich. Er kann sich schnell begeistern, lässt sich aber nichts vormachen. Er wird so gut wie nie nervös und ist trotzdem nicht naiv. Klaus kam ins Büro, sah die Nachrichten und sorgte dafür, dass die taz ihr Möglichstes gab. Und oft noch mehr.

Wie kann man es nur schaffen, habe ich mich oft gefragt, auch nach über vierzig Berufsjahren jeden Tag hellwach und fröhlich zu erscheinen, für alles und Jede Neugier aufzubringen und im Zweifel gegen die eigenen Interessen und für das Neue, Dringende zu entscheiden?

Klaus hatte für jeden mauen Newstag eine präzise getimte Naufnahme vorbereitet, mit mehr Mühe, als sich ein Aktualitätsjunkie wie ich nur vorstellen kann, doch die ganze Vorarbeit war ihm sofort egal, sobald auf einem Linksparteitag die Kernspaltung drohte oder wieder mal ein rechter Sack irgendwo die Macht ergriff und damit auch über die taz-Seitenplanung. So viel engagierte Zurückhaltung kann es nur geben, denke ich, wenn ein Mensch privat glücklich ist und in sich ruht. Danke dafür auch an Torfrau Martina! Wie man auf dem Foto rechts sieht, kann sich Klaus auf seine Nummer 1 verlassen, auch wenn er mal ausgespielt wurde.

Aber das kam in der taz eher selten vor. Klaus schaltete und waltete

mit einem festen inneren Kompass. Ein paar unverhandelbare Grundsätze (Existenzrecht für Israel und Raucher, innenpolitisch im Ernstfall stets sozial und demokratisch) und ansonsten offen für alles, was jüngere oder besser informierte KollegInnen vorschlugen. Dass er sie nicht immer ausreden ließ, hieß nicht, dass er ihre Meinung ignorierte. Er brauchte nur manchmal ein paar Minuten, um laut darüber nachzudenken. Und dann oft die Seiten umzuschmeißen.

Bei aller Liberalität, sprachpolitisch ist Klaus eher unflexibel, ja altmodisch. Ob mit Absicht oder ohne, blieb bisweilen offen wie die Mäuler der pikierten Kolleg*innen.

Das größte Wunder aber ist, dass Klaus ein bitterernstes Her-

zensthema hat, die Verfolgung der Juden durch die Nazis und andere Antisemiten heute, und dennoch nie den Glauben an das Gute in der Menschheit verliert. Wer sich so viel durch KZ-Akten wühlt, müsste doch

verzweifeln, meint man. Und trifft auf einen Menschen, der wie kaum ein anderer für die Erinnerung an das größte Unrecht kämpft, dem aber nichts so fremd ist wie Hass. Allein dafür muss man ihn lieben.



Alles im Fluss: Ein Kölner in Bayern auf seiner jährlichen Tour
Foto: Martina Voigt



Großer Sportgeist: Klaus bei seinem Hobby: Fußball-Gucken
Foto: lkW

Harriet Wolff

Die Wahrheit über KLH

Es begann mit einem Beinahezusammenstoß. Da Klaus Hillenbrand (Kürzel KLH) so rasant wie nur wenige mit seinem Rad unterwegs in Berlin ist, ist ihm das wahrscheinlich schon öfter passiert, ergo erinnert er wahrscheinlich den Fastzusammenprall mit meiner Wenigkeit gar nicht mehr. Passiert ist nichts, weil, KLH radelt äußerst geschickt.

Es muss im Jahr 2014 gewesen sein. Ich war noch nicht lange bei der taz und dort bei der Wahrheit angekommen; KLH seinerseits „schon sehr lange bei der taz“. Derart wurde es mir, so man bei der taz von „ehrfurchtsvoll“ sprechen kann, also, es wurde mir in einigermaßen ehrfurchtsvollem Ton mitgeteilt, dass „ohne Klaus“ zumindest die vorderen Seiten,

höchstwahrscheinlich aber auch die hinteren Zeitungsseiten nicht erscheinen würden, zumindest nicht auf die letzte, gerade noch drucktechnisch machbare Minute.

Meine frühen Erinnerungen an KLH jenseits unseres Fahrradfastzusammenrumpelns wabern in Richtung der wochentäglichen Redaktionskonferenz der taz. Vor fast einem Jahrzehnt trug es sich dort noch so zu, dass Frauen, egal ob in Leitungspositionen oder in genauso wichtigen anderen Positionen, im Durchschnitt schlicht weniger ans Wort kamen als Männer. Das ist heute nicht immer, aber meistens anders.

Was das mit KLH zu tun hat? Er schnitt und schneidet nie jemandem das Wort ab. Das hat er qua KLH-Expertise auch

gar nicht nötig. Räuspert er sich allerdings kurz und vernehmlich oder leitet ein mit wahlweise „Liebe Kolleginnen und Kollegen“, „Meinen Informationen nach“ oder, bitte nicht missverstehen, denn KLH trägt wertschätzend vor in einem warmen Timbre, unterlegt mit einem genussvollen Zug an der Zigarette (heute nur noch auf Zoom so erlebbar), also, fällt letztlich, machen wir es kurz, das berüchtigte KLH-Urteil „Das mag ja alles sein, aber ...“, dann weiß man als taz-Redaktionsmitglied, dass man noch eine gehörige Argumentationsschippe obendrauf legen muss, um KLH, wenn schon nicht zu überzeugen, dann wenigstens vornehm verstummen zu lassen. Mit anderen Worten: Meine Wenigkeit war am Anfang recht beeindruckt, was sich im

Kosmos KLH und Konferenz abspielte.

Weniger beeindruckt, als mehr schlicht fix und foxi war ich regelmäßig, wenn es zu einem Textbestellanruf von KLH kam. Einen solchen muss man sich so vorstellen: Man selbst sitzt übernachtigt nach einem Großereignis wie wahlweise Präsidentschaftswahl in Frankreich oder Weltklimakonferenzende in einem bescheidenen Hotelzimmerchen auf dem Bett mit einem Laptop, weil einen Schreibtisch gibt es dort nicht. Das Handtelefon klingelt. Die KLH-Durchwahl blitzt auf. Oh! Es ist ja schon 12.59 Uhr. Jetzt heißt es Gedanken sammeln! „Hallo, Klaus hier. Bitte 240 Zeilen und bitte bis 15.15 Uhr.“ – „Ähm ..., Klaus ...?“, – Ich bin mir sicher, du schaffst das!“

Stimmt, merci, KLH!

Impressum

Konzept und Redaktion:
taz.eins

Bildredaktion:
Isabel Lott

Bildbearbeitung und Montagen:
Aletta Lübbers

Layout und Korrektur:
Bernd Cornely

Archivrecherche:
Brigitte Marquardt

Unverantwortlich im Sinne des Presserechts, aber Anlass gebend für viele Abschiedstränen:
Klaus Hillenbrand